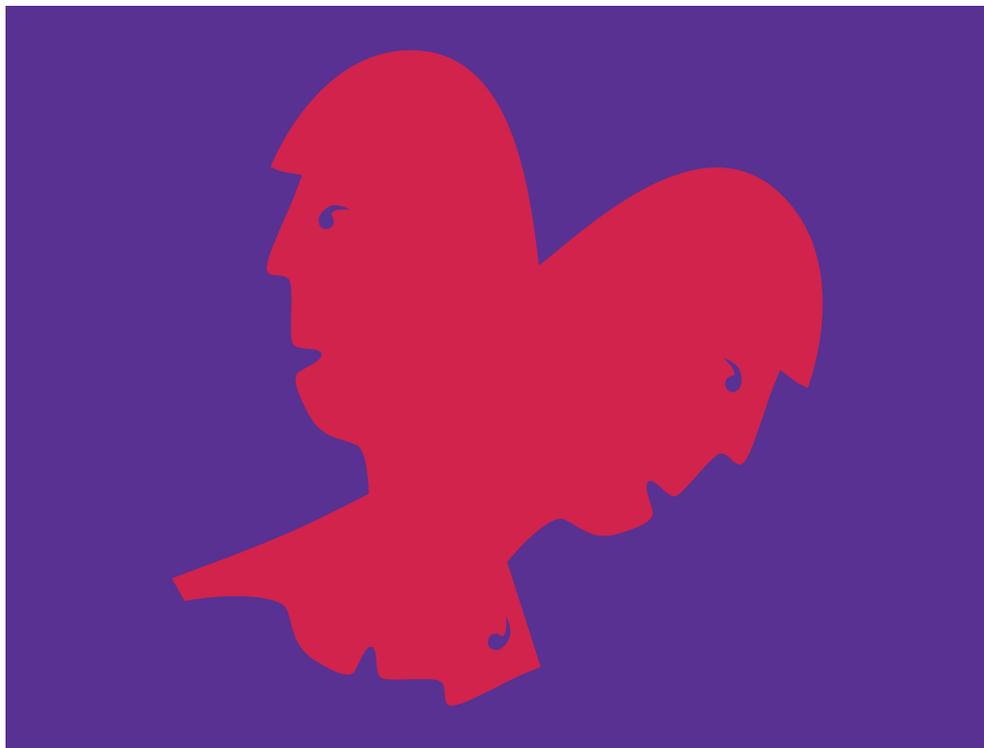




universität
wien

Referat Genderforschung der Universität Wien (Hg.)

Psychoanalyse und Gender Studies



Mit Beiträgen von Alexander Fleischmann, David-Léon Kumrow, Christine Metzler,
Theodora Oberperfler und Eva Laquière-Waniek in Anlehnung an den Workshop mit Juliet
Mitchell am 9. Juni 2010 an der Universität Wien

 REFERAT
GENDER
FORSCHUNG

UNIVERSITÄT WIEN

PSYCHOANALYSE UND GENDER STUDIES

2. ergänzte Auflage, 2011

Impressum

Herausgeberin und Medieninhaberin:
Referat Genderforschung
Spitalgasse 2-4, Campus der Universität Wien Hof 1.11
1090 Wien

Redaktion: Katrin Lasthofer, Maria Katharina Wiedlack, Sushila Mesquita
Layout: Gabi Damm
Satz: Maria Katharina Wiedlack, Sushila Mesquita

Referat Genderforschung der Universität Wien 2011

Inhaltsverzeichnis

Psychoanalyse und Gender Studies – Ein Vorwort zum Reader von Eva Laquiéze-Waniek	4
Geht's nur um Ödipus und die Eltern? Die absenten Geschwister der klassischen Psychoanalyse von Christine Metzler	11
Ödipus – too big to fall? Anmerkungen zu Freuds Antikerezeption von Theodora Oberperfler	16
“Wo Es war soll Ich werden”: Die Aufgabe des Subjekts von Alexander Fleischmann	21
Subjekte vor dem “permanenten ökonomischen Tribunal”: Psychoanalytische Überlegungen zur Subjektformierung im neoliberalen Kapitalismus von David-Léon Kumrow	28

“Psychoanalyse und Gender Studies“ – Ein Vorwort zum Reader

von Eva Laquière-Waniek

Das Verhältnis von „Psychoanalyse und Gender Studies“ bildet seit den Anfängen der modernen feministischen Theorie und Geschlechterforschung einen wichtigen Themenbereich, dem Juliet Mitchell mit ihrem Buch „Psychoanalyse und Feminismus“ in den 1970er-Jahren einen produktiven Meilenstein setzte. Mitchell nützt hier die Psychoanalyse, um die Frage der menschlichen Sexuierung im feministischen Kontext weiterzubringen, wobei ihr die Erkenntnisse der Psychoanalyse entgegenkamen, insofern sie wie keine andere zeitgenössische Wissenschaft dazu fähig ist, die vielschichtigen und auch widersprüchlichen Motive und vor allem unbewussten Momente der geschlechtlichen Subjektkonstitution zu begreifen. Ihr Wissen über Prozesse, die die Annahme des sexuellen Körpers, die Entwicklung geschlechtlicher Identitäten und Begehrensformen sowie die Sozialisierung des oder der Einzelnen vor dem normativen Hintergrund symbolischer Ordnungen betreffen, verbindet sie auch heute unwillkürlich mit den Gender Studies, in deren Wissensbereich diese Begriffe zentrale Analysekatoren bilden.

Werfen wir hierzu beispielsweise einen Blick auf die wissenschaftliche Entwicklung der Begriffe Sex und Gender, so lässt sich die Sternstunde dieser Unterscheidung auf den Psychologen John Money (1955) und den Psychiater und Psychoanalytiker Robert J. Stoller (1968) zurückführen. Beide versuchten in den 1950er- und 1960er-Jahren, mit der Unterscheidung zwischen einem körperlichen bzw. anatomischen Geschlecht (Sex) und einem sozialen Geschlecht im Sinne einer kulturell vermittelten Geschlechtsidentität (Gender) dem an transsexuellen Personen beobachteten Umstand begrifflich gerecht werden, dass Menschen zu unterschiedlichsten Identifikationen fähig sind, die bis zur geschlechtsspezifischen Identifikation mit dem gegengeschlechtlichen Körper führen können.

Diese Unterscheidung wurde in den frühen 1970er- und 1980er-Jahren von den Sozialwissenschaften und der Frauenforschung im angloamerikanischen Raum übernommen, um nun auf einer kulturwissenschaftlichen Ebene mit Gender die gesellschaftlichen und sich historisch oder kulturell wandelnden Machtverhältnisse, die die Bedeutungen der beiden Geschlechter bestimmen – unabhängig von Sex, seinen biologischen Determinanten oder Konstanten –, besser analysieren zu können. So weist beispielsweise die Historikerin Joan W. Scott 1986 auf die relationale und diskursive Eigenschaft des Geschlechterbegriffs hin, als sie für die Geschlechterforschung vorschlägt, Geschlecht (Gender) als eine analytische Kategorie weiterzuentwickeln und dabei sowohl die Relation zwischen „weiblichen“ und „männlichen“ Proponenten oder Sinnzusammenhängen zu beforschen als auch die jeweiligen Überlappungen oder Gegenüberstellungen geschlechtlicher Identität mit anderen wichtigen gesellschaftlichen Zugehörigkeiten, wie jener zu einer sozialen Schicht oder zu einer religiösen, ethnischen, nationalen, regionalen oder altersspezifischen Gruppe, zu berücksichtigen. In diesem Kontext weist Scott schon damals auf die Notwendigkeit hin, bei der Weiterentwicklung von Gender als analytische Kategorie die subjektive Identität vermehrt zu berücksichtigen, wobei die Psychoanalyse eine wichtige Theorie über die Reproduktion des sozialen Geschlechts anbiete (vgl. Scott 1986, S. 55).

In den 1990er Jahren folgte mit der Philosophin Judith Butler eine Kritik an der bislang unhinterfragten Trennung von Sex und Gender in der feministischen Theorie und Geschlechterforschung, da auch Sex wie Gender zu verstehen sei, nämlich als eine diskursiv erzeugte und tradierte, semantisch relationale und durch die täglichen kulturellen Praktiken performativ hervorgebrachte Größe (vgl. Butler

1990). Butlers These wurde einerseits euphorisch von feministischen KulturwissenschaftlerInnen aufgenommen, andererseits aber auch auf Grund ihrer Unterbestimmung oder gar Ausblendung von Faktoren wie Sexualität, Geburttigkeit und Sterblichkeit des Körpers von Seite insbesondere deutschsprachiger Feministinnen in den 1990er-Jahren heftig kritisiert (vgl. Feministische Studien 1993 bzw. die Darstellung dieser Debatte aus philosophischer Sicht bei Nagl-Docekal 1999).

Von Seiten der Psychoanalyse und der ihr verbundenen kulturwissenschaftlichen Theorie diskutiert man heute vermehrt das Zuwenig-Berücksichtigte bzw. Verdrängte des Sexuellen in der diskursiven Konzeption von Gender (vgl. z. B. Soiland 2011, 2010, Laplanche 2007, Reiche 2005, 1997, Zizek 1999, Copjec 1995), das mit dem (sexuellen) Genuss einer Person in Verbindung steht, der – seinerseits widerständig – nicht in den ideologischen Anrufungen der Gesellschaft (vgl. Althusser 1969) an das Subjekt aufgeht. Denn die damit verbundene und brennende Frage, warum dieselben Normen unterschiedlich von Subjekten bezüglich geschlechtlicher Identifikation (zu Mann, Frau oder Transsexuellem) und Begehren bzw. sexueller Orientierung (zu Homo-, Hetero- oder Bisexualität) verinnerlicht werden, kann mit Butlers diskursiv performativ gedachtem Gender-Konzept nicht hinreichend beantwortet werden.

Die Frage, wie Normen also verinnerlicht werden, angesichts dessen, dass Menschen sich nicht darin erschöpfen, die Ideologie und die hegemonialen Normen der Gesellschaft wie diskursive Maschinen programmatisch (entweder nur affirmierend oder nur ablehnend) umzusetzen, ist somit heute noch offen und harrt theoretischer Klärungen – dies insbesondere, weil wir uns in einer Zeit des Normenwandels befinden, wo sich traditionelle Geschlechterrollen und Familienmodelle (z. B. Patchwork-Familien, gleichgeschlechtliche Elternschaft, Lebensabschnittspartner etc.) verändern.

Die Psychoanalyse hält mit ihrem besonderen Wissen vom Unbewussten und der konstitutiv (bzw.

strukturell) bedingten prekären Verfasstheit des Subjekts – die auf seiner anfangs notwendigen Abhängigkeit von den ersten Anderen beruht und zur krisenhaften, aber auch chancenvollen Loslösung und autonomieermöglichenden Hinwendung zum Sozialen und Symbolischen führt – sowie mit ihrer klinischen Erfahrung, dass die menschliche Sexuierung konfliktvoll zwischen den Ansprüchen und Bedürfnissen der Einzelnen und dem Druck sozialer Normen verläuft, wichtige Erkenntnisse für die Weiterentwicklung dieser Fragestellungen bereit. Freilich ist sie selbst keineswegs ein ideologiefreies Feld – gerade was bestimmte Thesen zur Weiblichkeit anbelangt (vgl. z. B. Turnheim 2009) –, so dass der Dialog zwischen den Gender Studies und der Psychoanalyse auch die kritische Reflexion und zeitgemäße Weiterentwicklung ihres eigenen begrifflichen Archivs und Argumentierens umfassen muss.

Die von den Studierenden in diesem Reader vorgelegten Beiträge können davon ein lebendiges und vielfältiges Zeugnis geben. Darüber hinaus bezeugen sie die Notwendigkeit einer Intensivierung des Dialogs zwischen diesen beiden Disziplinen in der Gegenwart – eines Dialogs, den beide Seiten nur unter der Gefahr eines großen Erkenntnisverlustes ausschlagen könnten.¹ Mit der Frage nach der Verinnerlichung von Normen angesichts eines fundamentalen Normenwandels in Hinblick auf die Geschlechterrollen stehen weder die Gender Studies noch die Psychoanalyse am Rande der gegenwärtigen Wissensgenerierung, sondern – und das ist mir wichtig hervorzuheben – vielmehr in einem ihrer Zentren. Eine Institution wie die Universität Wien, die diese Wissensgewinnung zur rechten Zeit zu forcieren weiß, wird ihrerseits Anteil an dem Gewinn dieses Dialogs nehmen; eines Dialogs, der Konflikte und Widersprüche nicht verschweigen, nivellieren, ausschalten oder umgehen will, sondern diese vielmehr zum Ausdruck bringen, bewusstmachen und für neue und bessere Lösungsmöglichkeiten fruchtbar machen will.

Ganz in diesem vielfach gewinnbringenden Sinne wünsche ich allen Leserinnen und Lesern eine

spannende Lektüre des vorliegenden Readers.

Jeder der Autorinnen und Autoren hat darin auf aktuelle Weise das Verhältnis von Psychoanalyse und Gender Studies zur Sprache gebracht und dabei argumentativ eine eigene und interessante Urteilsfindung entwickelt – sei es, dass diese sich mehr an den produktiven Aspekten dieses Verhältnisses orientiert, sei es, dass sie sich mehr den kritischen Aspekten zuwendet, – oder beiden gleichermaßen. Die für den Reader ausgewählten Beiträge gehen zurück auf Fragestellungen des von mir im Masterstudium Gender Studies angebotenen Seminars „Psychoanalyse und Feministische Theorie“ und des gemeinsam mit dem Referat Genderforschung veranstalteten Workshops „Discussing the Contributions of Psychoanalysis to Gender Theory“ mit Juliet Mitchell an der Universität im Sommersemester 2010. Jeder Beitrag stellt die vertiefende Weiterentwicklung einer dieser Fragestellung dar.

Juliet Mitchell ist emeritierte Professorin am Department of Social and Developmental Psychology der Universität Cambridge und – wie die Standardat in ihrer Ankündigung des Workshops vom 27. Mai 2010 zu Recht schrieb – eine „Pionierin“ und „ganz Große“ der Frauen- und Geschlechterforschung der Gegenwart, die nach Wien kam, um gemeinsam mit uns wichtige und aktuelle Fragen zu Psychoanalyse, sexueller Differenz und Gender Studies zu diskutieren.

So standen vor allem Juliet Mitchells Arbeiten im Zentrum unseres Seminars, wobei ihre frühe und bahnbrechende Auseinandersetzung mit Sigmund Freuds Thesen zur Weiblichkeit und geschlechtlichen Identität in gesellschaftlichen Zusammenhängen (vgl. Mitchell 1966, 1976) einen wichtigen Schwerpunkt der Auseinandersetzung bildete. Ein weiterer Schwerpunkt war Mitchells gegenwärtiger Weiterentwicklung des Genderbegriffs gewidmet. Mitchell nützt hierfür eine psychoanalytische und sozialwissenschaftliche Perspektive auf die Geschwisterbeziehung, mittels der sie eine neue Sichtweise auf die Geschlechtsidentität (Gender) gewinnt. Demnach könne Gender von der prokre-

ativen Funktion des Subjekts getrennt verstanden und anstatt dessen über Kompetenzen wie z. B. das Übernehmen von Verantwortungen, die uns selbst sozial und autonom machen und die wir im Umgang mit Geschwistern oder oftmals auch in gleichgeschlechtlichen Freundschaften erlernen, begriffen werden (vgl. Mitchell 2003, 2005, 2007). Da die Mehrzahl der Studierenden im Seminar nicht mit den psychoanalytischen Thesen Freuds (vgl. Freud 1905-1923) zur geschlechtlichen Subjektgenese oder deren strukturaler Deutung durch Jacques Lacan (vgl. Lacan 1938-1973) vertraut waren, diese aber von Mitchell (vgl. 1976, 1985) in ihrer sowohl affirmativen als auch kritischen Lesart als bekannt voraussetzt werden, bildete diese einen weiteren wichtigen Themenbereich der didaktischen Vermittlung. Ein dies noch ergänzender Schwerpunkt war die Bezugnahme auf andere wichtige gegenwärtige Debatten im Verhältnis Psychoanalyse und Gender Studies, wie Judith Butlers These, wonach Geschlechtsidentität (Gender) als unbetruerte Einverleibung der (inzestuös verbotenen) ersten Anderen begriffen werden muss (vgl. Butler 1995 bzw. dazu Laquière-Waniek 2011), sowie die Diskussion um ein eigenes weibliches Begehren oder Genießen (vgl. Lacan 1972-1973 bzw. dazu Kadi 2006 oder Härtel 2004).

Entsprechend dieser Schwerpunktsetzungen – wobei Mitchells Beiträge zur feministischen Literaturwissenschaft (vgl. z. B. 1984) auf Grund der begrenzten Zeit leider nur gestreift werden konnten –, bereiteten die Studierenden ihre Fragestellungen für den Workshop mit der englischsprachigen Expertin vor.

Der Workshop, der am 8. Juni 2010 in der Aula des Universitätscampus stattfand, war thematisch in drei Sektionen unterteilt, wobei Panel I mit der Frage „Where's your sister, Oedipus? From ‚Sexual Difference‘ to ‚Gender‘ and ‚Beyond‘ betitelt war, und dem Juliet Mitchell als Respondentin vorstand. Panel II versammelte Fragestellungen zum Themenbereich „Identification, Desire and Melancholia: Gendered Subjectivity“, wofür ich selbst als Respondentin zu Verfügung stand. Für Panel

III „Reading the Psychoanalytic Body“ konnten wir die Expertin Ulrike Kadi, Assistentin an der Klinik für Psychoanalyse und Psychotherapie der medizinischen Universität Wien, die von Ihrer Ausbildung her sowohl Fachärztin für Psychiatrie, Psychoanalytikerin in Ausbildung als auch Philosophin ist, gewinnen. Die jeweiligen Moderationen und Diskussionen wurden von Marlen Bidwell-Steiner, Romanistin und langjährige Leiterin des Referats Genderforschung der Universität Wien, und den beiden Mitarbeiterinnen des Referats Genderforschung, Katrin Lasthofer als Soziologin und Maria Katharina Wiedlack als Literaturwissenschaftlerin, geleitet. Im Anschluss zu dem Workshop hielt Juliet Mitchell den Abendvortrag „My Sibling, my Love‘ – Siblings and Gender in Psychoanalysis“ im Rahmen der parallel in diesem Semester laufenden 9. Ringvorlesung „Gendered Subjects: Obskure Differenzen: Psychoanalyse und Gender Studies?“, die von Marlen Bidwell-Steiner im Rahmen des Masterstudiums Gender Studies und des entsprechenden Erweiterungscurriculums der Universität Wien konzipiert wurde, und deren Ergebnisse demnächst als Buchpublikation (vgl. Bidwell-Steiner 2011) erscheinen werden.

Abschließend möchte ich noch allen danken, die zum Entstehen des Readers sowie zum Gelingen des interdisziplinären Workshops mit Juliet Mitchell und den so lebendig geführten Diskussionen beigetragen haben: Mein Dank gilt hier zuerst unserer Gästin aus Cambridge, Juliet Mitchell, die uns ihr Wissen in Rede und Antwort zu Verfügung stellte und nicht müde wurde, auf die vielen Fragen der Studierenden und des Publikums ausführlich und mit großem Engagement und Präzision einzugehen.

Auch unserer zweiten Gästin, Ulrike Kadi, möchte ich herzlich dafür danken, dass sie als Expertin am Workshop teilnahm und sich den Fragen der Studierenden zum geschlechtlichen Körper mit großer Aufmerksamkeit und Genauigkeit stellte. Ich danke weiters Sigrid Schmitz, Professorin für Gender Studies an der Universität Wien, und freue

mich, dass sie als neue Leiterin des Referats Genderforschung sowie selbst als eine Vertreterin der Biologie und der Naturwissenschaften anwesend war und den Workshop eröffnete. Gerne möchte ich meinen Dank insbesondere den Veranstalterinnen des Workshops aussprechen: Dieser gilt zum ersten Marlen Bidwell-Steiner, die das Konzept des Workshops entworfen hatte, und der ich zusammen mit dem Referat Genderforschung der Universität Wien für die Einladung zur Leitung von Seminar und Workshop herzlich danke. Zum zweiten gehört mein Dank Katrin Lasthofer für die vielen Vorbereitungen und die so gelungene Entwicklung und Gestaltung des Workshops, in dessen Nachfolge sie nun auch die Herausgabe des Readers vorbereitet. Weiters danke ich hier Maria Katharina Wiedlack für die Moderation sowie Stefanie Bielowski für die freundliche Unterstützung bei der Durchführung der Veranstaltung.

Mein ganz besonderer Dank gilt allen Studierenden des Seminars „Psychoanalyse und Feminismus“, die mit großem Interesse und Einsatz die Themenstellung des Seminars sowie die Fragestellungen für den Workshop erarbeitet haben. Weiters danke ich den Besucherinnen und Besuchern des Workshops, die mit ihren Diskussionsbeiträgen zum Erfolg der Veranstaltung beigetragen haben. Und nicht zuletzt gilt mein Dank der Universität Wien für die finanzielle Förderung, durch die die Realisierung des Workshops möglich wurde.

Verwendete Literatur:

- Althusser, Louis (1969): Ideologie und ideologische Staatsapparate, <http://www.bbooks.de/texte/althusser> (zuletzt besucht am 1. 6. 2011)
- Bidwell-Steiner, Marlen (Hg.) (2011): *Obskure Differenzen: Psychoanalyse und Gender Studies*. Gießen: Psychosozial Verlag (im Erscheinen).
- Butler, Judith (1991): *Das Unbehagen der Geschlechter*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (1995): "Melancholisches Geschlecht /Verweigerte Identifizierung", in: dieselbe (1997): *Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Copjec, Joan (1995): *Lies mein Begehren. Lacan gegen die Historisten*. München: Kirchheim.
- dieStandard.at: „Eine Große der Women’s Studies in Wien. Diskussion mit Juliet Mitchell über den Beitrag der Psychoanalyse zum Verständnis von Sexualität, Körper und Geschlecht“ vom 27. Mai 2010, in: [diestandard.at](http://diestandard.at/1271377503318/Workshop--Vortrag-Eine-Grosse-der-Womens-Studies-in-Wien), <http://diestandard.at/1271377503318/Workshop--Vortrag-Eine-Grosse-der-Womens-Studies-in-Wien> (zuletzt besucht am 1. 6. 2011).
- Feministische Studien (1993): Kritik der Kategorie „Geschlecht“. 11. Jg., Nr. 2/1993.
- Freud, Sigmund (1905): "Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie", in: Band IV. (1904-1905) der *Gesammelten Werke* 1999. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Freud, Sigmund (1916): „Trauer und Melancholie“, in: Band X (1913-1917) der *Gesammelten Werke* 1999. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Freud, Sigmund (1923): „Das Ich und das Es“, in: Band XIII (1920-24) der *Gesammelten Werke* 1999. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Härtel, Insa (2004): "Das 'weibliche Genießen' umkreisen: Ambivalente Lektüren", in: *Riss. Zeitschrift für Psychoanalyse*. Freud – Lacan. Schwerpunktnummer: Geschlechterdifferenz. 19. Jg., Band 61, 2004/III: S.75-90.
- Kadi, Ulrike (2006): „Kein Körper, keine Frau“, in: *RISS, Zeitschrift für Psychoanalyse*, Freud - Lacan, 20. Jahrgang, Heft 64, 2006/III: S. 87-110.
- Lacan, Jacques ([1938] 1966): „Die Familie“, in: Ders.: *Schriften III*. Weinheim, Berlin: Quadriga, S. 39-121.
- Lacan, Jacques ([1949] 1966): „Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion“, in: Ders.: *Schriften I*. Weinheim, Berlin: Quadriga, S. 61-70.
- Lacan, Jacques ([1953] 1966): „Funktion und Feld des Sprechens und der Sprache in der Psychoanalyse“, in: Ders.: *Schriften I*. Weinheim, Berlin: Quadriga, S. 71-169.
- Lacan, Jacques ([1958] 1966): „Die Bedeutung des Phallus“, in: Ders.: *Schriften II*. Weinheim, Berlin: Quadriga, S. 71-169.
- Lacan, Jacques (1972-1973): "Gott und das Genießen der Frau", in: *Encore. Das Seminar, Buch XX (1972-1973)*. Weinheim, Berlin: Quadriga, S. 71-84.
- Laplanche, Jean (2007): "Gender, Sex, and the Sexual", in: *Studies in Gender and Sexuality*, 8/2007: S. 201-219.
- Laquière-Waniek, Eva (2011): „Melancholie und Geschlecht“, in: *Rosa. Die Zeitschrift für Geschlechterforschung*, Nr. 42, Schwerpunkt: Psychoanalyse und Geschlechterforschung, Universität Zürich.
- Mitchell, Juliet (1978): *Frauenbewegung – Frauenbefreiung*. Münster: Verl. Frauenpolitik.
- Mitchell, Juliet (1973): *Psychoanalyse und Feminismus. Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Mitchell, Juliet (1987): *Frauen – die längste Revolution. Feminismus, Literatur, Psychoanalyse*. Frankfurt/M. : S. Fischer.
- Mitchell, Juliet (2000): *Mad Men and Medusas: Reclaiming Hysteria and the Effects of Sibling Relations on the Human Condition*. London: Allen Lane, The Penguin Press.
- Mitchell, Juliet (2003): *Siblings. Sex and Violence*. Cambridge: Polity Press.
- Mitchell, Juliet (2005): „Psychologische Implikationen demographischer Veränderungen: Ersetzt das kinderlose ‚Gender‘ den mit Fortpflanzung verbundenen Geschlechtsunterschied? Was

- wir von Geschwistern lernen können“, in: Texte: Psychoanalyse. Ästhetik. Kulturkritik. Heft 3/2005: S. 96-109.
- Mitchell, Juliet / Rose, Jacqueline (Hg.) (1985): *Feminine Sexuality. Jacques Lacan and the école freudienne*. New York, London: W. W. Norton & Company.
- Mitchell, Juliett (2007): „Pro-Creative mothers and Childfree-sisters“, in: Browne, Jude (Hg.): *The Future of Gender*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Money, John (1955): „Hermaphroditism, Gender and Precocity in Hyperadrenocorticism: Psychological Findings“, in: *Bulletin of the John Hopkins Medical Journal*, 96: S. 254-258.
- Nagl-Docekal, Herta (1999): *Feministische Philosophie. Ergebnisse, Probleme, Perspektiven*. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag.
- Reiche, Reimut (1997): „Gender ohne Sex. Geschichte, Funktion und Funktionswandel des Begriffs ‚Gender‘“, in: *Psyche, Zeitschrift für Psychoanalyse und ihre Anwendungen*, 1997, 51, S. 9-10.
- Reiche, Reimut (2005): „Das Rätsel der Sexualisierung“, in: Quindeau, Ilka/ Sigusch, Volkmar (Hg.): *Freud und das Sexuelle. Neue psychoanalytische und sozialwissenschaftliche Perspektiven*. Frankfurt, New York: Campus.
- Scott, Joan W. (1986): „Gender: Eine nützliche Kategorie der historischen Analyse“, in: Kaiser, Nancy (Hg.): *Selbst Bewußt. Frauen in den USA*. Leipzig: Reclam, S. 27-73.
- Soiland, Tove (2010): *Luce Irigarays Denken der sexuellen Differenz. Eine dritte Position im Streit zwischen Lacan und den Historisten*. Wien: Turia + Kant.
- Soiland, Tove (2011): „Lacan und das Problem der Geschichtlichkeit. Sind die Gender Studies zu wenig politisch?“, in: Rosa. Die Zeitschrift für Geschlechterforschung 2011, Heft 42. S. 32-35., (<http://www.rosa.uzh.ch/doku.php?id=start>, Letzter Zugriff am 28.06.2011).
- Stoller, Robert J. (1968): *Sex and Gender. The development of masculinity and femininity*. New York: Science House.
- Turnheim, Michael (2009): *Mit der Vernunft schlafen. Das Verhältnis Lacan – Derrida*. Berlin u. a.: Diaphanes.
- Zizek, Slavoj (1999): *Die Tücke des Subjekts*. Frankfurt/M.: Suhrkamp.

Endnote:

¹ Umso mehr freue ich mich, an dieser Stelle auch davon noch berichten zu können, dass diesen Dialog herzustellen, nicht nur zu den inhaltlichen Zielsetzungen des Seminars zählte, sondern ansatzweise auch auf institutioneller Ebene stattfand. So nahmen einige Studierende des seit geraumer Zeit bestehenden Erweiterungscurriculums Psychoanalyse an dem Seminar des Referats Genderforschung teil. Dabei soll erwähnt werden, dass dieses Erweiterungscurriculum den Studierenden die Möglichkeit gibt, an der Universität Wien die Grundlagen, Theorien, Methoden und die Geschichte der Psychoanalyse im Rahmen einer disziplinübergreifenden Schwerpunktbildung, die von der Fakultät für Bildungswissenschaften organisiert wird, zu studieren.

Die Autorin:

Eva Laquière-Waniek, Mag.^aphil., Dr.ⁱⁿphil, Lehrbeauftragte am Institut für Philosophie sowie am Referat für Genderforschung der Universitäten Wien und Klagenfurt; Studium der Philosophie, deutsche Philologie, Psychologie und Pädagogik an den Universitäten Wien, Graz und Berkeley. 2009-2011 Leitung (mit Prof. Dr. Robert Pfaller) des WWTF-Forschungsprojektes: „Übertragungen: Psychoanalyse – Kunst – Gesellschaft“, (darin verantwortlich für den Schwerpunkt Geschlecht), das gemeinsam mit der „Forschungsgruppe Psychoanalyse Stuzzicadenti“ im Rahmen des „Art(s) and Science Call 2008“ des Wiener Wissenschafts-, Forschungs- und Technologiefonds (WWTF) durchgeführt wird;

PSYCHOANALYSE UND GENDER STUDIES

in diesem Rahmen: Post-Doc-Stelle am Institut für Philosophie der Universität Wien. Forschungsschwerpunkte: Philosophische Gender Studies, Psychoanalyse, Ästhetik und Sprachphilosophie sowie Schnittstellen von Wissenschaft und Kunst. Publikationen siehe: <http://waniek.philo.at>

Geht's nur um Ödipus und die Eltern? Die absenten Geschwister der klassischen Psychoanalyse

von Christine Metzler

Einleitung

Sigmund Freud, der Begründer der klassischen Psychoanalyse, selbst Vater von sechs Kindern, hat Geschwister in seiner psychoanalytischen Theorie nicht eingehend betrachtet. Sein Modell ist durchzogen von Begrifflichkeiten, die sich auf eine vertikale Ebene, zwischen Vater-Mutter einerseits, und Kind(ern) andererseits, beziehen. Die kennzeichnenden Theoreme der Psychoanalyse – etwa der Kastrations-Komplex und der Ödipus-Komplex – folgen in spezifischer Weise der patriarchal geprägten westlichen Weltanschauung zu Freuds Schaffenszeit, der vorletzten Jahrhundertwende. Basierend auf den kulturellen Anschauungen werden die individuellen Objekt- bzw. Subjektpositionen in der Eltern-Kind-Beziehung definiert. Die seit den 1960ern publizierende feministische Psychoanalytikerin und renommierte Universitätsprofessorin Juliet Mitchell befasst sich in ihren letzten zwei Monographien eingehend mit dem Phänomen der Hysterie, *Mad Men and Medusas* (2000), und mit der Rolle von Geschwistern in der Psychoanalyse, *Siblings. Sex and Violence* (2003). Mitchell bezieht sich auf eine Bandbreite an Fällen aus der Praxis von Freud, Melanie Klein, Jacques Lacan und weiteren. Dabei zeigt sie die Brisanz von Geschwisterbeziehungen, von männlicher Hysterie und von Gewalt in einer Weise auf, die die Frage aufwirft, wie Freud und nachgehende PsychoanalytikerInnen auf diese Aspekte verzichten konnten. Mit ihrer Kritik am vertikalen Paradigma der Psychoanalyse liefert die Feministin Diskussionspunkte, die nicht zuletzt für die Weiterentwicklung der Gender Theorie interessant sind. (vgl. Mitchell 2000; 2003) Der vorliegende Beitrag konzentriert sich auf das Potenzial von Geschwisterbeziehungen in der Psychoanalyse. Zunächst stellt sich die Frage, ob und

warum Geschwister in der Psychoanalyse wichtige Einflussfaktoren sind. In welcher Form finden Geschwister in der gängigen Freud'schen Theorie Platz? Gibt es Andockstellen für Geschwister oder müsste die Theorie grundlegend adaptiert werden? Im Folgenden werden Kernstücke der Ansätze von Mitchell betrachtet und im Zuge dessen hinterfragt, welche Voraussetzungen gegeben sein müssten, damit Geschwister tatsächlich verstärkt Einzug in die Psychoanalyse nehmen könnten.

Die absenten Geschwister in der klassischen Psychoanalyse

In einem Interview mit der Zeitschrift OCTOBER bemängelt Mitchell, dass Geschwister in der klinischen Psychoanalyse zwar vorkommen, dies jedoch als Randphänomen oder dann, wenn sie seitens der AnalysandInnen manifest benannt werden, etwa wie folgt: „Oh Gott, du bist genau wie meine große Schwester!“ (vgl. Mitchell 2004: 14). Latente Inhalte, die Geschwister oder Geschwisterbeziehungen betreffen, bleiben hingegen so lange im Verborgenen, als es am systematisierten theoretischen Zugang in der Grundlagentheorie fehlt. Dabei gelten in der Psychoanalyse gerade die latenten Inhalte als die gehaltvollen. Als logische Konsequenz veranschlagt Mitchell die Notwendigkeit eines horizontalen Zugangs in der Theorie der Psychoanalyse. Dieser soll neben dem gegenwärtigen Vater-Mutter-Kind Modell den professionellen Einbezug von Geschwistern ermöglichen (vgl. ebd.: 10) und diese Dynamik nicht nur als eine Verlängerung des Ödipus-Komplexes analysiert beziehungsweise vertikal-elterlichen Mustern untergeordnet werden. Um die Relevanz von Geschwistern in der Psychoanalyse zu erkennen, musste auch

für Mitchell zunächst der Ödipus-Komplex aus ihrem Betrachtungsfeld rücken: Sie analysierte die Hysterie nach allen ödipalen Gesichtspunkten, und: „suddenly this rock moved aside to reveal these dancing children“ (ebd.: 14).

Besonders intensiv ist auch Mitchells Auseinandersetzung mit dem Werk Melanie Kleins, da sich Klein ausführlich mit Kindern und Geschwistern befasst. Trotz der intensiven psychoanalytischen Arbeit mit Kindern bleibt Kleins theoretischer Ansatz ödipal:

„Klein's reading of siblings as parents is standard practice [...] My hunch is that child patients first forced siblings on Klein's attention and she understood them brilliantly while conforming to a Freudian Oedipal theory“ (Mitchell 2003:119).

Beispielhaft fungiert bei Klein der Bruder eines Jungen als sein Vatersubstitut, da letzterer nicht präsent ist und zwischen den Geschwistern quasi ein vertikales Vater-Kind Konstrukt entsteht. Für Mitchell stellt sich anhand dieser Interpretation die Frage, ob die Liebe zu einem Bruder oder einer Schwester nicht von Grund auf anderer Natur ist als die gegenüber den Eltern (vgl. Mitchell 2003:117).

Mitchells Kritik am Sex-Gender-Begriff der Postmoderne

Mitchell steht in Opposition zur postmodernen Unterscheidung von Sex und Gender wie sie Judith Butler vertritt. Butler konstatiere lediglich das, was von vornherein offensichtlich und schon immer dagewesen sei: nämlich ein Begriff von Gender, der dem Modell der sexuellen Differenz anhafte. Mitchell verneint die Kernaussage aus Butlers Gender Trouble (1991): Während Butler davon überzeugt ist, dass durch das Bestehen der Homosexualität die Dominanz der Heterosexualität (zumindest auf theoretischer Ebene) zerrüttet wird, begründet Mitchell den Unterschied zwischen Gender und Sex(ual differenc)e darin, dass Gender im Gegen-

satz zur Sexual Difference keine Identifikation mit der Mutter oder dem Vater voraussetzt. Butler würde dies übersehen und mit ihrem Verständnis von Gender in letztlich binären und reproduktiv orientierten Gedankenbahnen verharren (vgl. Mitchell 2007: 167). Mitchell versucht herauszuheben, dass Gender nicht binär, sondern polymorph pervers¹ organisiert ist:

“I think gender has always been with us, and gender transformation has always been with us, and it is cross-culturally always with us. Men have parthenogenic fantasies of giving birth, and they have hysterical fantasies. When siblings are sex partners, the relationship is not primarily a reproductive one. It's a sexual play“ (Mitchell 2004: 14).

Wenn Mitchell konstatiert, dass Gender immer da gewesen sei, hat sie ein inklusives Modell im Kopf, sie spricht damit gleichsam die sexuellen Aspekte in der Beziehung zwischen Mutter und Kind, Mann und Frau, Frau und Frau oder Mann und Mann an (ebd. 2007: 164).

Gender und Sexual Difference (Sexuelle Differenz): Nicht-reproduktive und reproduktive Sexualität

Mitchell unterscheidet in ihrer Analyse kategorial zwischen Gender und Sexual Difference. Im Folgenden wird näher auf die beiden Begrifflichkeiten eingegangen und betrachtet, in welcher Weise diese Differenzierung zur Voraussetzung der Wahrnehmung von Geschwistern in der Psychoanalyse wird.

Mitchells Verständnis von Gender definiert sich dadurch, dass es sich von der reproduktiven Sexualität abgrenzt. Anhand des Konzeptes Gender können deshalb Beziehungsrealitäten wie Brüder- und Schwesternschaften, in denen reproduktive Sexualität normgemäß keine ausschlaggebende Deter-

minante darstellt, beschrieben werden. So steht die für Mitchell äußerst bedeutsame feministische Bewegung stark unter dem Akzent der Schwermaterschaft im Sinne der Gender Difference und der Bedingung non-reproduktiver Sexualität (Mitchell 2007:172): „Feminism highlights a propensity to emphasise lateral gender difference over vertical sexual difference“ (ebd.:174).

Zwar sind die VertreterInnen der klassischen Psychoanalyse überzeugt, dass es sich bei den Geschlechtern um binäre Pole handelt, sie räumen Frauen und Männern jedoch die gleichen Voraussetzungen für eine männliche² Sexualität ein und gestehen ihnen insofern dieselben Phantasien zu. In der rein psychischen Sphäre können auch beide Geschlechter gebären (ebd.:176). In Anlehnung daran spricht sich Mitchell dafür aus, dass sowohl die ödipale, reproduktive Sexualität als auch die laterale nicht-reproduktive Sexualität nebeneinander bestehen können:

“I suggest that there is both Oedipal reproductive sexuality (and its repression of perversity) and lateral non-reproductive sexuality with its own prohibitions and permissions which produces non-sexual sisterhood and brotherhood, or sexual but non-reproductive partnership, same gender or not the same gender; the chastity or the ecstasy of the group” (ebd.:177).

Aufgrund des vorherrschenden vertikalen Paradigmas – der Triangulation Vater-Mutter-Kind – in der Psychoanalyse, wird das horizontale Paradigma – die Geschwisterebene – verdrängt (ebd.:177). Im vertikal organisierten Ödipus-Komplex begehrt der Junge laut Freud entweder die Mutter oder die Schwester. Gilt das Begehren der Schwester, so wird dies paradoxerweise als Verschiebung auf die elterliche Ebene gesehen und nicht als Phänomen auf horizontaler, geschwisterlicher Ebene erachtet (vgl. ebd.:177). Der geschwisterlichen Ebene wird damit per se ihr potenzieller spezifischer Bedeutungshorizont entzogen: Die Theorie der

Freud'schen Psychoanalyse unterliegt der Ideologie der sexuellen Differenz. Sexualität wird in elterliche und insofern heterosexuelle reproduktive Bahnen gezwungen (Mitchell 2003:114; Übers.: C.M.). Brüder und Schwestern verkörpern insofern kaum mehr etwas anderes als die Differenz innerhalb der geschwisterlichen Gleichheit (vgl. Mitchell 2007:177). In diesem Modell erhalten Geschwister keinen theoretisch fundierten Raum, sie finden sich letztlich als zusätzlichen Einflussfaktor im vertikalen Paradigma wieder. Für Geschwister liegt in der Psychoanalyse nach Freud ein additives Verständnis vor, Geschwister gelten als ein Faktor, der mehr oder wenig beliebig betrachtet oder beiseite gelassen werden kann (vgl. Mitchell 2003:114). Das Konzept der ‚sexuellen Differenz‘ bezieht sich auf das biologische Faktum, dass zur sexuellen Reproduktion (noch immer) zwei Geschlechter benötigt werden. Es steht somit vorrangig im Dienste der sexuellen Fortpflanzung.

Lacan kommt, wie zuvor Freud, zur Ablehnung einer Theorie des Geschlechtsunterschieds als einer vorgegebenen Trennung sich geschlechtlich ergänzender Wesen (ebd.:168). Nach Lacan liegt die Ursache der Geschlechterdifferenz im Kastrationskomplex begründet, nämlich im Phallus. Sowohl der kleine Junge als auch das kleine Mädchen haben idealtypisch die Mutter als erstes Liebesobjekt, welches für sie den Phallus verkörpert. Dem nicht erlaubten Wunsch nach der Mutter folgt die Geschlechterdifferenzierung: Für den Jungen endet der Ödipuskomplex, für das Mädchen beginnt er zu diesem Zeitpunkt. Von nun an wünscht sich das Mädchen den Phallus zu besitzen, während der Junge denselben zu repräsentieren versucht (ebd.:169). Kennzeichnend für Lacans Freud-Interpretation ist, dass die Kastrationsdrohung im Kastrationskomplex keinem bereits existenten „Mädchen-Subjekt“ oder „Jungen-Subjekt“ angeht, sondern Mädchen erst zu Mädchen und Burschen erst zu Burschen macht (ebd.: 170; Hervorhebung durch J.M.). Die sexuelle Differenz ist somit keine unmittelbare, von vornherein essentielle Gegebenheit, sondern entsteht erst durch den

Prozess (vgl. Mitchell 1987:170). Daran anknüpfend schlägt Mitchell anstelle des Ödipus Komplexes einen Antigone-Komplex vor: Antigones Gesetz würde lauten: „different but equal“ – Mädchen und Burschen werden nicht dadurch definiert, was ihnen fehlt, sondern in positiver Weise anhand dessen, was tatsächlich da ist (Mitchell 1987:128).

„Traumatische Subjektivierung“: Der Übergang vom Einzelkind zur Geschwisterserie

Mitchell betrachtet Geschwister in Hinblick auf den Todestrieb als essentiell für die Psychoanalyse. Schon das durch Freud bekannt gewordene Fort/Da Spiel³ des Kindes markiert die Auseinandersetzung mit Verlust und Tod. Mitchell ist der Auffassung, dass sich die ödipale Gewalt, der Wunsch den Vater oder die Mutter zu töten, auch auf Geschwister überträgt. Die Gewalt gegenüber einem Bruder oder einer Schwester hat dennoch andere Wurzeln als die gegenüber einem Elternteil. Erklärbar wird dies durch den Übergangsritus vom „Baby“ zum kleinen Mädchen bzw. kleinen Burschen. Als bald ein Geschwisterkind erwartet wird, ist das Dasein als das „Baby“ in der Familie ernsthaft gefährdet. Das Kind fürchtet um sein Dasein und sucht in der Babyposition zu verharren: „I want to be that baby sister, because that's me, so I put on nappies again. Or I want to be the mother and produce that baby“ (Mitchell 2004: 11). Weder darf das Kind das Baby bleiben, noch kann es selbst ein Kind gebären. Diese Situation stellt ein Trauma der Nichtexistenz dar, dessen Ausweg die Neupositionierung des Selbst als Junge oder als Mädchen ist (Mitchell 2003:183). Nach Lacan findet sich das betroffene Kind in einer hysterischen Reaktion, in welcher es dem Zwang unterliegt, einzigartig zu sein. Hier geht es dem Kind nicht um die Frage, ob es männlich oder weiblich ist, sondern in existenzieller Weise darum, ob es überhaupt ist. (vgl. Lacan in Mitchell 2003:133)

Das „neue“ Baby stellt erst zu dem Zeitpunkt keine massive Bedrohung mehr da, als das Kind akzep-

tieren kann, dass es eines von vielen realen bzw. potentiellen Geschwistern ist. Durch diesen Prozess gewinnt das Kind Selbstvertrauen und wird erstmals zum sozialen Wesen (Mitchell 2007: 183). Mitchell zieht die Metapher der Schneeflocke heran. Schneeflocken sind in ihrer Art alle gleich, und doch ist eine jede – wie jedes Kind in der Geschwisterserie - für sich einzigartig. Zentral ist, dass das neue Baby den Platz des alten einnimmt und dieses dadurch das Glied einer Serie wird. Dem Kind geht es nicht darum, ob das Neugeborene männlich oder weiblich ist. Das neue Geschwister bricht die binäre Logik, die der Triangulation des Ödipus-Komplex zugrunde liegt (Mitchell 2003:131). Das Konzept der Serialität setzt Mitchells zuvor beschriebenes Verständnis von Gender voraus; die Konzeption der sexuellen Differenz ist in dieser Deutung nicht hilfreich.

Fazit

Spielen Eltern und die vertikale Ebene tatsächlich immer die Hauptrolle? Mitchell würde die Frage für die Psychoanalyse vehement verneinen. Sie macht mit ihren Ausführungen deutlich, dass die Sphäre der Geschwister in der therapeutischen Auseinandersetzung in vielen Fällen aufschlussreichstes Material bietet.

Als Ergebnis ihrer Analysen liefert Mitchell ein verbindliches Genderverständnis und den geschwisterlichen Serialitätsbegriff. Hierin eröffnen sich progressive Zugänge zur neuerlichen Betrachtung von Geschwistern in der psychoanalytischen Theorie. Auch wenn Geschwisterbeziehungen ein großes Potenzial für die Psychoanalyse darstellen, kann letzteres nur genutzt werden, wenn die Bereitschaft dazu vorhanden ist, Geschwistern die nötige Basis in der psychoanalytischen Grundlagentheorie zu verschaffen. Solange die Theorie dem Potenzial der Praxis nachhinkt, können Aspekte, die Geschwister betreffen, schlicht nicht in ihrer latenten Komplexität aufgegriffen werden.

Verwendete Literatur:

- Mauser, Wolfram; Pfeiffer, Joachim (2006): Freuds Aktualität. [psychoanalytisch-literaturwissenschaftliche Arbeitstagung zum Thema Freuds Aktualität am 27. und 28. Januar 2006 in Freiburg]. Würzburg: Königshausen & Neumann.
- Mitchell, Juliet (1985): Psychoanalyse und Feminismus. Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Mitchell, Juliet (1987): Frauen, die längste Revolution. Feminismus, Literatur, Psychoanalyse. Frankfurt/Main: S. Fischer.
- Mitchell, Juliet (2000): Mad Men and Medusa. Reclaiming Hysteria and the Sibling Relationship for the Human Condition. London: Allen Lane, The Penguin Press.
- Mitchell, Juliet (2003): Siblings. Sex and Violence. Cambridge: Polity Press.
- Garb, Tamar; Nixon, Mignon (2004): A Conversation with Juliet Mitchell. http://mitpress.mit.edu/journals/pdf/octo_113_9_26_0.pdf (Zugriff: 28.09.10) ZEITSCHRIFT OCTOBER. S. 9-26.
- Mitchell, Juliet (2007): Pro-Creative mothers and Childfree-sisters. In: Brown, Jude (Hg): The Future of Gender. Cambridge: Cambridge University Press, S. 163-188.
- Pabst, Manfred (2004): Bild - Sprache - Subjekt. Traumtexte und Diskurseffekte bei Freud, Lacan, Derrida, Beckett und Deleuze/Guattari. Würzburg: Königshausen und Neumann.
- Quindeau, Ilka; Sigusch, Volkmar (2005): Freud und das Sexuelle. Neue psychoanalytische und sexualwissenschaftliche Perspektiven. Frankfurt/Main: Campus.

Endnoten:

¹ In den Drei Abhandlungen zur Sexualtheorie (1905) bezeichnet Freud die kindliche Perversion in Abgrenzung zur erwachsenen als „polymorph pervers“. Diese Ausprägung der Sexualität kann sich oral, anal und an allen Haut- und Körperstellen ereignen (Quindeau 2005:104); die sexuelle Hand-

lung folgt in dem Sinne keinem per se definierbaren Ziel.

² Freud geht davon aus, dass der Sexualtrieb per se aktiv und männlich ist; d.h. Frauen wie Männer haben eine männliche Sexualität (vgl. Quindeau 2005:65).

³ Das Fort/Da Spiel geht aus Freuds Beobachtung des kindlichen Spiels mit einer Spule hervor. Das Hin- und Wegbewegen der Spule symbolisiert die An- und Abwesenheit der Mutter und stellt eine Strategie dar, mit dem Verlust fertig zu werden (vgl. Pabst 2004:33).

Die Autorin:

Christine Metzler hat die Fachhochschule für Soziale Arbeit am Management Center Innsbruck absolviert und studiert seit 2009 im Master Gender Studies an der Universität Wien. Sie ist darüber hinaus in der Behindertenarbeit tätig. Ihr Forschungsinteresse liegt in der Konstruktion von Behinderung und Geschlecht.

Ödipus – too big to fall? Anmerkungen zu Freuds Antikerezeption

von Theodora Oberperfler

Einführung

„Ödipuskomplex“, „Inzest“, „Tabu“, „Narzissmus“, „Eros“ oder „Penisneid“ gehören mittlerweile zum Grundvokabular zeitgenössischer Ratgeber-Literatur genauso wie die gut gemeinten Verhaltensrezepte selbsternannter SeelendoktorInnen. Längst haben sich diese Kernbegriffe psychoanalytischer Forschung aus ihrer narrativen und historischen Kontextualität gelöst und die Langlebigkeit und Lebendigkeit antiker mythologischer Figuren bestätigt. Was interessierte aber den Wissenschaftler und Arzt Freud am Mythos, oder anders gefragt: War der Rückgriff auf antike mythische Figuren für seine neue Wissenschaftstheorie des Unbewussten, der Psychoanalyse, notwendige Legitimationsstrategie, mögliche Vergleichsreferenz, methodisches Modell oder Suche nach Konzeptualisierung, um sich gegenüber dominanten Wissenschaften zu etablieren?

„Wenn es stimmt – wie von Seiten der psychoanalytischen Forschung oft behauptet wurde –, dass die Kluft zwischen Psychoanalyse und den zeitgenössischen Wissenschaften so groß war, dass erstere gezwungen war, die Grundlagen ihrer Aussage weit weg, ja sogar im Mythos zu suchen, so stimmt es auch, dass Freud sie so weit wie möglich suchte“ (Traverso 2003: 18).

Freuds Indienstnahme der Klassik möchte ich am Mythos des Ödipus Rex exemplarisch und programmatisch diskutieren; es soll danach gefragt werden, warum Freud vorwiegend männliche Mythenfiguren für seine Theoriebildung fruchtbar machte und welche Konsequenzen sich für einen feministischen Zugang zur Psychoanalyse dabei ergeben.

Mythos und Drama des Ödipus Rex

Ödipus ist ein unauslöschlicher Bestandteil des abendländischen kollektiven Bewußtseins. Seine Geschichte als Vatermörder und Muttergeliebter wider Willen bietet einen idealtypischen Resonanzraum und eine überzeitliche Projektionsfläche für Kunst, Philosophie und Psychologie. Die Meistererzählung, wie wir sie heute kennen, wurde nachhaltig durch das Drama des Sophokles (ca. 430 v.Chr.) bestimmt. Bei Homer ist die Geschichte in einer kurzen Erwähnung im elften Gesang in der Odyssee noch wenig ausgeschmückt; im Zentrum stehen lediglich der Vatermord und der Inzest mit der Mutter, die sich – kinderlos – das Leben nimmt. Erst in der nachhomerischen Dichtung wird der Kern des Mythos mit zusätzlichen Geschichten – der Orakelspruch, das Rätsel der Sphinx, die Geschichte der Antigone – angereichert, die schließlich Eingang in die wirkmächtigste Verschriftlichung durch Sophokles finden. Für die Jahrhunderte währende Faszination und andauernde Erfolgsgeschichte sind mehrere inhaltliche Aspekte verantwortlich: Einerseits die Frage nach der Schuld beziehungsweise Unschuld des Ödipus. Bei Sophokles erkennt der Held das Ausmaß und Grauen seiner Tat, sieht sich aber nicht als Schuldiger, eher als Schuldbeladener, als Kind von Frevlern. Nach Pfeiffer wird damit das Verhältnis von Wissen und Schuld, vor allem aber die Frage nach der Möglichkeit und den Bedingungen individuellen Handelns angesichts einer strukturell komplexen Objektwelt, in die das Subjekt unentrinnbar eingebunden ist, diskutiert (Pfeiffer 2000: 35). Andererseits werden der Drang und das Bestreben des Ödipus, „Licht“ in die eigene Geschichte zu bringen, als zentrale Thematik des Dramas begriffen. Mir scheint aber jene Metaebene noch wichtiger zu sein, wo es um den Prozess der Erforschung tief verborgener Wünsche, Ängste und

Abwehrmechanismen geht, und wo die latent präsente Gefahr des unvermeidbaren, eigenen inzestuösen Begehrens als ein zentrales Moment individueller Subjektkonstitution über den eigentlichen Plot hinaus führt.

Vom Ödipus Rex zum Ödipuskomplex

Freuds Rückgriff auf den Mythos des Ödipus ist neben dem Verweis auf eine humanistisch-bildungsbürgerliche Tradition auch als Reflexion über persönlich Erlebtes zu lesen.

„Ich habe die Verliebtheit in die Mutter und die Eifersucht gegen den Vater auch bei mir gefunden und halte sie jetzt für ein allgemeines Ereignis früherer Kindheit (...) Wenn das so ist, so versteht man die packende Macht des Königs Ödipus trotz aller Einwendungen, die der Verstand gegen die Faktumsvoraussetzungen erhebt (...) Die griechische Sage greift einen Zwang auf, den jeder anerkennt, weil er dessen Existenz in sich verspürt hat. Jeder der Hörer war einmal im Keime und in der Phantasie ein solcher Ödipus und vor der hier in die Realität gezogenen Traumerfüllung schaudert jeder zurück mit dem ganzen Betrag der Verdrängung, der seinen infantilen Zustand von seinem heutigen trennt“ (Freud, Brief an Fließ Nr.71 vom 15. Oktober 1897; zitiert nach Mitchell 1985: 85).

Diese sehr sorgsame Arbeit der Selbstanalyse gipfelt bei Freud 1910 in der Entdeckung des strukturellen Ödipuskomplexes:

„jenes unbewussten Projektionsmechanismus, der, mit der Annahme der schuldlosen Schuld des Inzest-Wunsches beim Kinde als möglicher Ursache der Neurose, nicht nur die Eltern von der realen Schuld befreite, sondern gleichzeitig für das unbewusste

Seelenleben de facto implizit die Äquivalenz beziehungsweise wechselseitige Austauschbarkeit der Begriffe 'Wirklichkeit' und 'Phantasie' postulierte“ (Traverso 2000: 89).

Laut Freud setzt dieser Ödipuskomplex im Alter von vier bis fünf Jahren ein und bezeichnet das „psychische Liebesdrama“ (Pechriggl 2009: 104), das jedes Individuum auf dem Wege der Subjektgenese zu durchlaufen hat. In ihrer Arbeit über den Eros erläutert Pechriggl Freuds positiven (normalen) und negativen (konträren) Ödipuskomplex; normal im Sinne,

„dass der Knabe die Mutter liebt (also zum Liebesobjekt macht) und mit dem Vater, mit dem er sich zugleich identifiziert, rivalisiert. Das Mädchen nimmt den umgekehrten Verlauf, nachdem es sich vom allerersten Liebesobjekt, der Mutter, abzulösen beginnt: Sie wählt dann den Vater als Liebesobjekt und rivalisiert mit der Mutter“ (ebd.)

Der konträre Ödipuskomplex bestehe darin,

„dass der Bub sich auch mit der Mutter (oder mit Teilen der Mutter) identifiziert, das heißt auch mit ihr rivalisiert, und den Vater zum Liebesobjekt macht, während umgekehrt das Mädchen die Mutter als Liebesobjekt, das sie ja (in den meisten Fällen) von Anfang an war, nicht ganz aufgibt, sondern mehr oder weniger beibehält“ (ebd.).

Interessant scheinen mir die sich daraus ergebenden Folgen: Überwiegt der normale Ödipus, neigt der Eros des Buben oder des Mädchens zum anderen Geschlecht, beim konträren Ödipus tendiert der Eros des Subjektes eher zum gleichen Geschlecht; ob hier der Grund dafür zu finden ist, dass die Mainstream-Psychoanalyse in Theorie und klinischer Praxis den konträren Ödipus praktisch ausgelöscht hat, um dem normalen Ödipus idealtypisch – weil normgerecht und heterosexuell – zum definitiven Durchbruch zu verhelfen? So

meint Pechriggl:

„Das betrifft nicht nur die 'heteronormative' Sexualpolitik psychoanalytischer Institutionen, sondern vor allem unser eigenes Imaginäres, ja unsere eigene sexuelle Identifikation. Ein Beispiel: Wenn wir, durch diesen Normierungsprozess bedingt, vorwiegend im Register konträrgeschlechtlicher Objektwahl phantasieren und (Vorstellungs-)Lust empfinden, dann hat dies zumindest im Ansatz homophobe Auswirkungen auf unsere gleichgeschlechtliche Objektwahl, sei sie nun bewusst oder unbewusst, implizit oder explizit sexuell“ (Pechriggl 2010, Abstract zur Ringvorlesung „Genderes Subjects“ vom 12.1.2010, Universität Wien).

Antigone, Tochter/Schwester des Ödipus Rex

Wenn Freud aus der großen Narration des Ödipus Rex von Sophokles sich ausschließlich auf die Figur des Ödipus konzentriert und dessen Tochter/Schwester Antigone in ihrem Bedeutungspotential derartig marginalisiert, dann ist das meines Erachtens keine neutrale, ausschließlich wissenschaftliche oder zufällige Entscheidung, sondern eine ideologische. Diese prototypische Vereinnahmung männlicher Mythenfiguren möchte ich im Folgenden einer kritischen Musterung unterziehen; damit stellt sich die Frage nach dem Ödipus revisited. Wäre es nicht an der Zeit, eine psychoanalytische Theoriebildung mit der Frage nach der Sicht von Weiblichkeit innerhalb der Mythenmetaphorik als epistemologische Variante anzudenken? Oder anders gefragt: Was wäre geschehen, wenn Freud den psychoanalytischen Diskurs im antiken Referenzreigen nicht mit Ödipus, sondern mit Antigone – wie es die Chronologie bei Sophokles vorsah – eröffnet hätte?

Der Figur der Antigone nähert sich auch Butler in ihrem Buch „Antigones Verlangen: Verwandtschaft

zwischen Leben und Tod“ (2001). Ihre epistemische Variante der Ödipusgeschichte ist gleichzeitig auch eine kritische Auseinandersetzung mit bisherigen Interpretationen und Auslegungsversuchen dieser fiktionalen, aber doch sehr starken weiblichen Persönlichkeit: Einmal in der feministischen Lesart von Irigaray, die in Antigone das Prinzip weiblichen Widerstands schlechthin verkörpert sieht; „aber“, wendet Butler ein, „diese Antigone ist eine Fiktion, noch dazu eine, die sich nicht so leicht zum Vorbild machen läßt, dem man folgen könnte, ohne selber Gefahr zu laufen, in die Irrealität abzudriften“ (Butler 2001: 12). Wenn Hegel behauptet, Antigone repräsentiere das Gesetz des Hauses, während sich ihr Onkel Kreon für das Gesetz des Staates verantwortlich zeichne mit der Konsequenz, dass die Verwandtschaft im Konflikt zwischen beiden, der Staatsgewalt als letzte Gerechtigkeitsinstanz weichen müsse, so hält Butler entgegen, dass Antigone in ein derart inzestuöses Erbe verstrickt sei, dass sie kaum für die normativen Prinzipien der Verwandtschaft stehen könne; ihr Vater Ödipus sei zugleich ihr Bruder, und ihre Brüder seien ihre Neffen, Söhne ihres Bruder-Vaters. Das impliziere, dass Verwandtschaft keine Situation, sondern ein Geflecht von sozialen und normativen Handlungs- und Bezeichnungspraktiken sei (ebd.). Schließlich rechnet Butler noch mit der Psychoanalyse Lacans und dem Strukturalismus von Lévi-Strauss ab, insofern diese das verbotene Begehren zwischen Vater-Tochter und Mutter-Sohn als gegeben voraussetzen und das Inzesttabu zum fundamentalen, unumstößlichen Prinzip der Verwandtschaft erklären.

„Wenn Verwandtschaftsbeziehungen zu einer Bedrohung für die staatliche Autorität werden und der Staat sich gewaltsam gegen diese Verwandtschaftsbeziehungen wendet – können diese beiden Begriffe dann überhaupt noch ihre wechselseitige Unabhängigkeit behaupten? Dieses Problem wird zu einem textuellen Problem von einiger Wichtigkeit, denn Antigone spricht in ihrer strafbaren Lage, in die sie sich begeben hat, im Namen von Politik und Gesetz: Sie eignet sich ge-

nau die Sprache des Staates an, gegen den sie rebelliert, und ihre eigene Politik ist keine der oppositionellen Reinheit, sondern vielmehr eine Politik des skandalösen Unreinen“ (Butler 2001:18).

Butler instrumentalisiert Antigones inzestuöses Begehren gegenüber ihrem Bruder-Neffen Polyneikos, um aufzuzeigen, dass Familienbände, die möglich sind, nicht irgendeine bestimmte Form annehmen müssen. Ob diese Deutung als „Poststrukturalismus der Verwandtschaft“ interpretiert werden kann, ist meines Erachtens eine Frage wert. Oder geht es Butler vielmehr darum, den Weg für eine psychoanalytische Theorie zu weisen, die außergewöhnliche familiäre Beziehungen nicht mehr als schlechte Kopien der Norm bezeichnet, sondern akzeptiert, dass diese psychoanalytische Idealisierung einer Norm auch in Frage gestellt werden kann oder soll?

„Meine Frage fällt natürlich in eine Zeit, in der Kinder aus verschiedenen Gründen – Scheidung und Wiederverheiratung, Migration, Exil, Flüchtlingsstatus, globale Verschiebungen – von einer Familie zur anderen wandern, aus jeder Familie heraus-fallen, aus dem außerfamiliären Raum in eine Familie eintreten oder psychisch zwischen verschiedenen Familien, an der Grenze der Familie oder in vielschichtigen Familiensituationen leben, in denen sehr wohl mehr als nur eine Frau die Mutterrolle und mehr als nur ein Mann die Vaterrolle übernehmen kann, in der die Mutter- oder Vaterrolle aber auch unbesetzt bleiben kann, in der es Halbbrüder gibt, die zugleich Freunde sind – eine Zeit also, in der Verwandtschaft etwas Brüchiges, Poröses und etwas geworden ist, was seine Grenzen überschreitet“ (Butler 2001: 46).

Gelegentlich erweckt Butlers Abhandlung den Eindruck, dass für die Autorin der Rückgriff auf Antigone, sprich auf die Antike – und damit Freud im methodischen Verfahren nicht unähnlich – auch nur als Vehikel dient, um an Tabus und Zwangsnormati-

vitäten zu rütteln. Butlers ethische Implikationen bestehen hingegen nicht nur darin, Offenheit für Kritik an identitätsbildenden Normen einzuüben, sondern liefern auch Anregungen und Erklärungsmuster für eine feministische, intersektionale Theoriebildung: Butlers Aufforderung, Antigone als menschlichen Spielball politischer Machtverhältnisse einer symbolischen Ordnung zu lesen, in der das „Gesetz des Vaters“ Lebensentwürfe vorschreibt, einschreibt und zwangsstrukturiert, kann durchaus überzeugend nachvollzogen werden. Butler entlarvt entlang der Figur der Antigone jene, bis heute staatlich und kirchlich-religiös gestützte, arbiträre Heteronormativität, die festlegt, welche Lebensentwürfe Anerkennung und Bestätigung finden und damit (über)leben können und welche nicht.

„Vor diesem Hintergrund ist die Beobachtung wohl von Interesse, dass Antigone, die das ödipale Drama beendet, keinen heterosexuellen Abschluss des ödipalen Dramas hervorbringt und dass dies den Weg weisen kann für eine psychoanalytische Theorie, die von Antigone ausgeht“ (Butler, 2001: 123).

Verwendete Literatur:

Butler, Judith (2001): Antigones Verlangen: Verwandtschaft zwischen Leben und Tod. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Mitchell, Juliet (1985): Psychoanalyse und Feminismus. Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung. Frankfurt/Main: Suhrkamp

Pechriggl, Alice (2009): Eros. Wien: Facultas.WUV.

Pechriggl, Alice (2010): Zum Chiasma des „normalen“ und „konträren“ Ödipus zwischen Dyade, Gruppe und Gesellschaft. Vortragsmanuskript der Ringvorlesung „Gendered Subjects“ am 12.1.2010, Universität Wien.

Pfeiffer, Joachim (2009): Arbeit am Mythos. Ödipus in der deutschsprachigen Literatur. In: Freiburg Universitätsblätter H. 148, S. 35-47.

PSYCHOANALYSE UND GENDER STUDIES

Traverso, Paola (2003): „Psyche ist ein griechisches Wort...“ Rezeption und Wirkung der Antike im Werk von Sigmund Freud. Frankfurt/Main: Suhrkamp.

Die Autorin:

Theodora Oberperfler hat Literaturwissenschaften und Kunstgeschichte studiert und ist in der Abschlussphase des Master Gender Studies an der Universität Wien. Ihre Forschungsinteressen liegen an der Schnittstelle von Gender Studies und Cultural Studies. Darüber hinaus ist sie in der Jugend- und Erwachsenenbildung mit dem Schwerpunkt auf Fremdsprachenunterricht tätig.

„Wo Es war, soll Ich werden“: Die Aufgabe des Subjekts

von Alexander Fleischmann

Einleitung

Mein Artikel dreht sich um einen zentralen Topos der Gender Studies und Queer Theory – das Subjekt. So wird etwa in den Theorien der Postmoderne der „Tod des Subjekts“ proklamiert (vgl. beispielsweise Flax 1990) und in feministischen Debatten spätestens seit Judith Butlers „Das Unbehagen der Geschlechter“ (1991) die Frage diskutiert, inwiefern das Subjekt „Frau“ als Ausgangspunkt feministischer Politik Handlungsmöglichkeiten quasi per Subjektdefinition ausschließt und wie der normative Zwang zur Reproduktion von heteronormativer Zweigeschlechtlichkeit in (alltäglichen) kulturellen Praxen durchbrochen werden kann. Konkret möchte ich in diesem Beitrag das Konzept des Subjektes aus der Perspektive der psychoanalytischen Theorie Jacques Lacans erarbeiten, um daran anschließend anhand eines ausgewählten Beispiels der zeitgenössischen Kunst Ausdrucksmöglichkeiten und -formen der Dezentrierung des Subjekts zu betrachten. Lacan scheint für dieses Vorhaben insofern prädestiniert, als er versucht – wie Andreas Reckwitz (2008) es in seiner subjekttheoretischen Einführung in Lacans Werk formuliert –, die psychoanalytische Subjekttheorie kulturtheoretisch weiterzuentwickeln, indem er

„den untrennbaren Zusammenhang von kulturellen Ordnungen und psychisch-affektiven Orientierungen sowie die jeder naiven Emanzipationsgeschichte moderner Subjektivität entgegenstehende immanente Widersprüchlichkeit und Instabilität des Subjekts“ (Reckwitz 2008: 52)

betont. Ich möchte daher in meinem Beitrag versuchen, diese ohne Begehren nicht denkbare Subjektkonstituierung im Symbolischen für die Analyse zeitgenössischer Kunst produktiv zu machen.

Ichveränderung

Ausgangspunkt meiner Überlegungen ist Freuds Text „Trauer und Melancholie“ (Freud [1917] 1999) und Butlers Re-Lektüre seiner Analyse. Freud schreibt in seiner Abhandlung, dass es sich bei Trauer und Melancholie um zwei ähnliche, aber dennoch unterschiedliche Konflikte handelt. Während aktive Trauerarbeit darin besteht, sich selbst dem Trauern hinzugeben, um Emotionen wie Liebe, aber auch Hass für die verlorene Person auszudrücken, ist die Melancholie von einer unbewussten Verarbeitung des Verlustes geprägt, die zu einer Identifizierung mit der verlorenen Person führt; diese Person beziehungsweise deren Wesenszüge werden in die eigene Persönlichkeit integriert, um den schmerzlichen Verlust zu vermeiden. Für Freud führt dies zu einer Ichveränderung, wobei sein Fokus auf widersprüchlichen – sowohl bewussten als auch unbewussten – Identifizierungen die Existenz eines kohärenten Ichs, das sich erst in der Melancholie verändern würde, prinzipiell als haltlos erscheinen lässt.

Butler unterzieht in „Psyche der Macht/The Psychic Life of Power“ (2001) Freuds Analyse einer Re-Lektüre, vor allem in Bezug auf Homo- und Heterosexualität:

„Die Heterosexualität wird durch Verbote herangezuchtet, und eines der Objekte dieser Verbote sind homosexuelle Verhaftungen, deren Verlust damit erzwungen wird“ (Butler 2001: 129).

Entsprechend liest sie das Begehren des heterosexuellen Mannes als Begehren nach der „Frau, die er niemals sein würde“ (ebd.), während das homosexuelle Begehren verworfen wird, wobei es sich bei diesem Verwerfen „um einen vorgängigen

Verlust handelt, eine Trauer um ungelebte Möglichkeiten“ (ebd.: 131). Die Melancholie, die durch die kulturelle Unmöglichkeit der Trauer um den Verlust des homosexuellen Begehrens für die gleichgeschlechtliche Bezugsperson gespeist wird, führt in Butlers Analyse neben der melancholischen, ich-verändernden Identifizierung durch Einverleibung der gleichgeschlechtlichen Bezugsperson zur Ausbildung einer Geschlechtsidentität und außerdem dazu, dass

„die ‘eigentlich wahre’ lesbische Melancholikerin die streng heterosexuelle Frau und der ‘eigentlich wahre’ Schwule Melancholiker [...] der streng heterosexuelle Mann“ ist (ebd.: 138).

Eva Laquière-Waniek kritisiert Butlers Lesart vor allem dahingehend, dass Butler übersieht, dass bei Freud im Ödipuskomplex die Heterosexualität explizit nicht auf die Identifikation mit dem verlorenen Liebesobjekt zurückgeführt wird und dass sie ebenfalls den Konflikt, der zur geschlechtlichen Identifikation beziehungsweise zur Herausbildung bestimmter Begehrensformen führt, hier nicht zur Kenntnis nimmt. Dieser beruhe auf der Trennung des Kindes von der symbiotischen Mutter, wobei die „Sprache und auch alle ausdrucksstarken Zeichen, die nun von dritten her zu kommen scheinen“ (Laquière-Waniek 2009: 8) dem Kind helfen, „die verloren geglaubte Mutter in den Symbolen der Sozietät repräsentativ wieder finden zu können“ (ebd.) und dementsprechend die Melancholie das Unvermögen darstellt, diese Trennung zu verschmerzen. Für mich stellt sich nun die Frage, welches Ich sich hier verändert und wie ein Konzept des Subjekts beziehungsweise dessen Tod aussehen können. Daher möchte ich nun näher auf die psychoanalytische Theorie Jacques Lacans eingehen.

Das Subjekt bei Jacques Lacan

Zentral für das Werk Lacans ist die Einteilung in

die drei Register des Imaginären, Symbolischen und Realen. In Bezug auf das Individuum unterscheidet Lacan hier zwischen der imaginären Instanz des Ichs (franz.: le moi) und dem Subjekt des Symbolischen (franz.: le je), womit eine grundsätzliche analytische Unterscheidung zwischen ‘Ich’ und ‘Subjekt’ möglich ist. Wäre man lediglich im Register des Imaginären, ließe sich darüber nicht sprechen, da man sich für die Sprache in das Register des Symbolischen begeben muss. Zentrales Konstitutionsmoment ist hier das Spiegelstadium, in dem das sechs bis achtzehn Monate alte Kind eine „jubilatorische Geschäftigkeit“ (Lacan [1949] 1991: 63) beim Anblick seines Spiegelbilds zeigt und sich als Einheit wahrnimmt: das imaginäre Ich und Begehren werden geformt. Gleichzeitig wird durch die Gegenüberstellung des Spiegelbilds, mit dem sich das Subjekt imaginär identifiziert, und des vor dem Spiegel stehenden realen Körpers, der in den Spiegel blickt und sich im Bild wiedererkennt, die Entfremdung des Subjekts von sich selbst deutlich: Lacan definiert das Reale als drittes Register folglich einerseits als das widerständige Körperliche, das von den imaginären Bildern und sprachlichen Zeichen nicht eingefangen werden kann, als ein Außerhalb des Sinns und der Logik der Zeichen Liegendes, Unmögliches, Zeitloses und Unfassbares und spricht dementsprechend von der ‘Existenz’ im Realen (vgl. Widmer 1997: 58 ff). Das Begehren eines Subjekts gegenüber einem Objekt, aber auch das Begehren, ein kohärentes Ich zu sein, entsteht demgemäß über die „Einheitsfiktion des Imaginären“ (Reckwitz 2008: 62), welche auch die dem Symbolischen inhärenten Differenzen zu kaschieren versucht.

„Von besonderer Wichtigkeit ist gerade, daß diese Form vor jeder gesellschaftlichen Determinierung die Instanz des Ich (moi) auf einer fiktiven Linie situiert, die das Individuum allein nie mehr auslöschen kann, oder vielmehr: die nur asymptotisch das Werden des Subjekts erreichen wird, wie erfolgreich immer die dialektischen Synthesen verlaufen mögen, durch die es, als Ich (je), seine

Nichtübereinstimmung mit der eigenen Realität überwinden muß“ (Lacan [1949] 1991: 64, Hervorhebung im Original).

Da das Kind die erste Bezugsperson (z.B. die Mutter) anfänglich nicht als von sich selbst abgetrennt erlebt, bedeutet das Erkennen im Spiegel gleichzeitig, dass das Kind erkennt, dass auch andere es (im Spiegel) sehen können, dass es „in das mütterliche Begehren eingewoben ist, von ihm umhüllt wird“ (Widmer 1997: 31, Hervorhebung im Original), wodurch wiederum der zustimmende Blick der Mutter begehrt wird. Lacan geht folglich davon aus, dass das von der Mutter in seinen Bedürfnissen noch abhängige Kind im Spiegelbild nicht seine Hilflosigkeit, sondern seine (imaginäre) Idealität und Vollkommenheit wahrnimmt und diese als Versprechen zukünftiger Autonomie deutet. Die spätere Versprachlichung des Kindes zeigt im Rückblick auf das Spiegelstadium eine erste Antwort auf die Frage „Wer bin ich?“:

„Die Frage ist aus Sprache gebaut, die Antwort zeigt sich zuerst als Bild. Eine Differenz entsteht, die in der jubulatorischen Geste des Kindes vor dem Spiegel noch zugedeckt bleibt, virtuell aber in der Suche nach dem bestätigenden Blick der Mutter, des Dritten, da ist“ (Widmer 1997: 34).

Insofern verkörpert an dieser Stelle die Mutter das Symbolische, wenngleich Lacan für die Trennung von der symbiotischen Beziehung mit ihr, die zum Eintritt des Kindes in das Symbolische führt, die triangulierende Rolle eines Dritten (meist eines Vaters) als notwendig erachtet. Die Sprache ist somit eine Gabe, weniger in ihrer Bezeichnungsfunktion, als vielmehr in ihrer Funktion „die Anwesenheit eines anderen hervorzurufen“ (ebd.: 43).

Bei der Analyse des Symbolischen bedient sich Lacan der Terminologie des Linguisten Ferdinand de Saussure, die nach Widmer theoretisch schon in Freuds Werk selbst angelegt ist: denn Freud spricht in nahezu kongruenter Weise von Sach- und Wort-

vorstellungen. Dementsprechend ging es Freud in der Psychoanalyse um eine Bewusstmachung der im Primärprozess (unbewusst) geformten Sachvorstellungen (in der Terminologie von de Saussure und Lacan: Signifikat) durch die im Sekundärprozess geprägten Wortvorstellungen (Signifikant) des Bewusstseins, eben um eine „Wiedergewinnung der Herrschaft des Bewußten mittels Sprache über das Unbewußte“ (Widmer 1997: 38). Lacan kehrt nun diese Vorstellung, das Unbewusste sei außersprachlich konstituiert, um, indem er darauf besteht, dass eine Sachvorstellung durch eine Wortvorstellung nur insofern ansprechbar ist, als erstere schon zuvor im Sprachlichen situiert wurde und postuliert folglich das Primat des Signifikanten.

Was ist bei Lacan nun ein Subjekt? Lacan sieht es als „Diskontinuität im Realen“ (Lacan [1960] 1975: 175), also nicht zum Seienden, nicht zum Existierenden gehörend. Seine Verwirklichung steht noch aus; es wird. Wenn Widmer über das Subjekt schreibt „Im Realen ist es abwesend, unmöglich, im Symbolischen werdend, möglich, und im Imaginären anwesend, wirklich (Widmer 1997: 54)“, ist dennoch mit Lacan davon auszugehen, dass sich auch das sprachliche Subjekt der symbolischen Ordnung über das Reale konstituiert, da die Grenzen des Körpers, Verletzbarkeit, Sterblichkeit und auch auch sexuelles Genießen zwar über Sprache vermittelt wahrgenommene, aber dennoch leibliche Phänomene sind. Da Subjekte dem Gesetz der Sprache noch vor jeder Artikulation der Signifikanten unterworfen sind (z. B. Name, Taufe), geht Lacan in Übereinstimmung mit seinem Postulat des Primats des Signifikanten davon aus, dass jedes Subjekt von Signifikanten anrufend erzeugt wird, da anders keine Möglichkeit besteht, sich auszudrücken; zu werden. Gleichzeitig kann die Subjektbildung nicht rein passiv verstanden werden, denn selbst wenn die Gesetze der Sprache schon vor dem Individuum existierten, so gibt es dennoch die Vorstellung eines sprechenden, aktiven Subjekts. Lacan spricht dementsprechend von einem „Subjekt des Ausgesagten“ (Lacan [1960] 1975: 47ff.), also von einem durch Signifikanten hervorgebrach-

ten Subjekt und vom „Subjekt des Aussagens“ (ebd.), also von einem Subjekt, das sich mit und durch Signifikanten ausdrückt. Fast scheint es, als ob „im Subjekt der Gegensatz von aktiv und passiv nicht bestände, als ob es sich im Schnittpunkt dieses Widerspruchs befände“ (Widmer 1997: 55). Die imaginierte Einheit des Subjekts steht dabei seiner Gespaltenheit gegenüber. Lacan drückt dies mit der Sigle „(\$ < > a)“ ([1960] 1975: 19191ff.) aus. Das Subjekt – das durchgestrichene S–, das durch die Spaltung, die es „durch seine Unterordnung unter den Signifikanten erleidet“ (ebd.), gekennzeichnet ist, sucht im Imaginären einen „Haltepunkt“ (Widmer 1997: 64), den es im begehrten Objekt klein a (objet petit a) zu finden glaubt, wobei die Punze als Verbindung der beiden wiederum auf eine imaginäre Beziehung, auf einen grundsätzlichen Unterschied und eine Unmöglichkeit der Identität verweist. Für Slavoj Žižek dreht Lacan „mit einer noch nie dagewesenen Geste“ eine landläufige Vorstellung vom Gegensatz zwischen Bewusstsein und Unbewussten um, wonach das entkörperlichte Ich für das rationale Bewusstsein stehe (vgl. Žižek 2010: 89), während

„das ‚Unbewusste‘ Synonym für den opaken Hintergrund ist, den wir nie vollständig meistern können, da wir ihm je immer schon zugehören und in ihm gefangen sind“ (ebd.).

Für Lacan wäre das Unbewusste „vielmehr die entkörperlichte rationale Maschine, die ungeachtet aller Ansprüche der Lebenswelt des Subjekts ihrem Weg folgt“ (ebd.: 90). Für Žižek lässt sich daher auch die Frage beantworten, wie sich das Subjekt überhaupt als rationaler Agent (miss-)verstehen kann:

„Diese Herauslösung kann nur stattfinden, weil ganz von Beginn an etwas im Subjekt der vollständigen Einschließung in seinen lebensweltlichen Kontext widersteht, und dieses ‚Etwas‘ ist natürlich nichts anderes als das Unbewusste, die psychische Maschine, die die Forderungen des ‚Realitätsprinzips‘ missachtet“ (ebd.).

Exemplarisch verdeutlichen lässt sich dies am Umgang Lacans mit Freuds Formel „Wo Es war, soll Ich werden.“ (vgl. Nobus 2002: 113f.), der sich Lacan an unterschiedlichen Punkten in seinem Werk widmet. So etwa deutet er Freuds Aussage 1955 als: „Là où c'était, peut-on dire, là où s'était, voudrions-nous faire qu'on entendît, c'est mon devoir que je vienne à être“ (Lacan 1955), also dass dort, wo das Es war, es meine Aufgabe als Ich (je) ist, zum Werden zu kommen. Damit hat Lacan das Werden im Es als Aufgabe/Pflicht/Pflichtaufgabe (devoir) des Subjekts bestimmt. Zwei Jahre später wendet Lacan Freuds Formel folgendermaßen: „Là où fut ça, il me faut advenir“ (Lacan Ecrits, zitiert nach Nobus 2002: 114), also dort, wo Es war, soll ich mich ereignen. Im Gegensatz zur vorherigen Verwendung des Imparfait, verweist „fut“ in der Vergangenheitsform (passé simple) auf eine Abgeschlossenheit in Bezug auf das Es, in der „ich mich“ ereignen soll – bemerkenswert ist hier, dass Lacans sprachliche Konstruktion ohne „je“ oder „moi“ auskommt. In den 1960er-Jahren kommt Lacan schließlich zur oftmals zitierten Form: „Là où c'était, là comme sujet dois-je advenir“ (Lacan Ecrits, zitiert nach Nobus 2002: 114): Ich als Subjekt soll also dort werden, ich soll mich dort ereignen, wo Es war. „Mit dem ‚je‘ (‚ich‘) meint er [Lacan] das sprachliche Subjekt, das sich vom ‚Ça‘ (‚es‘) etwas sagen lässt“ (Widmer 1997: 42).

Im Folgenden möchte ich diese Überlegungen anhand eines ausgewählten Beispiels aus der zeitgenössischen Kunst erörtern.

Das Subjekt aufgeben?

Im Beitrag „Körper ohne Körper. Queeres Begehren als Methode“ von Renate Lorenz (2009) stieß ich auf den 1996 verstorbenen Künstler Félix González-Torres. Lorenz selbst unterzieht sein Werk – seine bekanntesten Installation sind Bonbons, die im Raum in unterschiedliche Formen verteilt werden – einer explizit queeren Analyse und fragt nach

theoretischen und politischen Implikationen seiner Arbeiten, die auf den ersten Blick weder Körper zeigen,

„die zweigeschlechtliche und heterosexuelle Normen, Blickregime und Darstellungs-konventionen herausfordern oder umarbeiten [noch] die regulierenden Körper-diskurse um Sexual- oder Geschlechterpolitik [aufgreifen]“ (ebd.: 135).

Was kann uns also ein Zuckerhaufen über die psychoanalytische Subjektkonstituierung sagen? Um diese Frage zu beantworten, möchte ich mich auf Gonzáles-Torres Installation „Untitled (Portrait of Ross in LA)“ aus dem Jahr 1991 beziehen. Diese Installation besteht, wie gesagt, aus einem Haufen Bonbons; die Anzahl wird vom Künstler nicht festgelegt, lediglich das Idealgewicht von 175 Pfund, also rund 80 Kilogramm, die in eine Ecke geleert werden sollen. Offenbar gibt es hier also mindestens drei Signifikanten: einerseits den Zuckerhaufen, andererseits die Anleitung und den Werktitel; letzterer verweist mit „Untitled“ auf eine Leerstelle, die erst durch den in Klammern gesetzten Zusatz „Portrait of Ross in LA“ so etwas wie Bedeutung, also die Korrespondenz zu einem Signifikat bzw. Referenten erkennen lässt. Die „Gabe“ des Symbolischen wird so augenscheinlich: Neben der Bezeichnungsfunktion wird die Anwesenheit eines anderen sichtbar – im konkreten Signifikant des Werktitels offenbar eine Person namens Ross. Allerdings verweist der aus Buchstaben gebildete Signifikant „Ross“ primär auf einen anderen Signifikanten, den Zuckerhaufen. Über die Biographie des Autors erfährt man, dass Gonzáles-Torres' Lebensgefährtin Ross hieß und im Jahr der Entstehung des Kunstwerks verstarb (vgl. Lorenz 2009). Die reale Person als möglicher Referent ist also in jedem Fall abwesend. Im Gegensatz zu etablierten Formen der Repräsentation unternimmt Gonzáles-Torres aber nicht den Versuch, „Ross“ etwa durch die Abbildung auf einer Fotografie konkret darzustellen, um so eine augenscheinliche Nähe zum Realen zu finden. Stattdessen: ein Haufen Zuckerl.

Renate Lorenz spricht in diesem Zusammenhang in Anlehnung an Foucault von einer Heterotopie, also einem Ort, an dem die Syntax, „die Wörter und Dinge zusammenhält“ (2009: 138), aufgelöst wird. Allerdings – und dies zeichnet meiner Meinung nach eine psychoanalytisch informierte Analyse aus – gibt es neben Realem und Symbolischem noch den Raum des Imaginären, den Raum des imaginierten Lebensgefährten. Betrachtet man Lacans Formel ($\$ \leftrightarrow a$) erneut, so wird anhand Gonzáles-Torres' Arbeit die Unmöglichkeit deutlich, weder das Begehren für, noch die imaginierte Einheitsfiktion selbst, symbolisch darzustellen. Das Objekt klein a spiegelt so lediglich die Dezentrierung des Subjekts wider. Wie oben beschrieben, soll es das Symbolische ermöglichen, „die verloren geglaubte Mutter in den Symbolen der Sozietät“ (Laquière-Waniek) wiederzufinden, ebenso könnte der Haufen Bonbons als ein Versuch gelesen werden, den verloren geglaubten Lebensgefährten ersetzend wiederzufinden – allerdings als Versuch mit anderen Mitteln, als jenen, im Gesetz des Symbolischen etablierten. Vielmehr lese ich also Gonzáles-Torres Kunstwerk als Eingriff in die symbolische Ordnung selbst und unterstelle, dass die Darstellung des Lebensgefährten als Haufen Bonbons als spezifischer Signifikant eine Wirkung auf den Künstler selbst und seine Vorstellung des Subjekts und des Ichs hat: „Was bleibt von mir übrig?“, „Wie sehen mich andere?“, „Welcher Blick begehrt mich?“.

Betrachtet man nun Lacans Postulat vom Primat des Signifikanten und die Annahme, dass auch das Unbewusste wie eine Sprache konstituiert ist, rückt die „Aufgabe des Subjekts“ in ihrer Doppeldeutigkeit ins Zentrum. Wenn Lacan mit „Là où c'était, peut-on dire, là où s'était, voudrions-nous faire qu'on entendît, c'est mon devoir que je vienne à être“ als „Aufgabe des Subjekts“ proklamiert, dass dort, wo Es war, das Ich (je) zum Sein kommen soll, so kann man dies als Aufgabe des Subjekts im Sinne von „das Subjekt aufgeben“ lesen, wenn man heuristisch annimmt, dass im Es kein klassisches Subjekt der symbolischen Ordnung möglich ist. Ähnlich würde ich Lacans Aussage: „ich denke, wo ich nicht bin, also bin ich, wo ich nicht denke“ (La-

can [1970] 1975) deuten, nämlich dass dort wo das denkende Subjekt (je) ist, das genießende Ich (moi) abwesend ist – ein durch Denken kontrolliertes Genießen wäre somit unmöglich. Betrachtet man nun erneut Gonzáles-Torres' Zuckerhaufen, denkt man über ihn nach, so kommen durchaus Assoziationen mit Genuss und Süße, mit Liebe, Begehren, sexueller Lust, mit dem Wunsch, sich den Haufen einzuverleiben, dem Wunsch nach mehr Genießen in den Sinn. Und dadurch schafft es Gonzáles-Torres meiner Meinung nach, mittels (symbolischer) Signifikanten das reale Genießen in die symbolische Ordnung „zu retten“, ohne dabei Dichotomien von Mann / Frau, heterosexuell / homosexuell oder Ich / der Andere zu reifizieren. Gleichzeitig scheint es ihm dabei – wohl im Sinne einer positiv geleisteten Trauerarbeit – zu gelingen, durch die Ersetzung des verlorenen Geliebten durch ein selbst geschaffenes Kunstwerk, der wort- und zeichenlosen melancholischen Verarbeitung durch Identifikation zu entgehen. Damit wäre eine – nach Kristeva – ideale Verarbeitung des Verlusts vollzogen, da die schmerzvolle imaginäre Anrufung verbunden mit einer konkreten Wiederauferstehung in der symbolischen Ordnung (etwa in Form eines realen Bildes) in der Melancholie vermieden wäre.

Fazit

Somit scheint Gonzáles-Torres durch sein Kunstwerk die Aufgabe des Subjekts zu lösen, und zwar in beiden oben genannten Bedeutungen. Denn auch Lacan schreibt mit „Là où c'était, là comme sujet dois-je advenir“, dass ein „als Subjekt Sein“ dort geschehen soll, wo Es war. Was man als Subjekt aufgeben, als Tod des Subjekts lesen kann, wäre ein Ausscheiden aus der symbolischen Ordnung, die mit ihren Gesetzen schon vor dem Eintreten in die Welt existiert, um im Es zum Sein zu kommen – danach bliebe lediglich der Status des Ichs als moi, als imaginäre Einheitsfiktion. Allerdings ist hier ein Wahrnehmen des anderen per definitionem unmöglich, da man die Sphäre des Symbolischen

betritt und somit die des Imaginären verlässt, sobald man sich zu artikulieren beginnt. Angesichts des Primats des Signifikanten gelingt es Gonzáles-Torres in seiner Arbeit, die dichotome Reproduktion von Signifikanten infrage zu stellen. So zeugt der Haufen Zuckerln von einem Imaginären, das wohl (bild)sprachlich strukturiert ist, aber jenseits der Dichotomien von Ich/der Andere, Mann/Frau, Homosexuell/Heterosexuell – eben – imaginiert werden kann und durch die gewählte Symbolisierung in die symbolische Ordnung ‚gerettet‘ werden kann. Womöglich wäre somit das von Žižek als Forderung des Unbewussten postulierte Widerstehen des Realitätsprinzips angedeutet, ohne gleichzeitig den Subjektstatus zu verlieren. Denn auch ein Haufen Bonbons ist Teil der symbolischen Ordnung, wenn er auch geschickt-subversiv in ihre Gesetze zur Herstellung des Signifikanten „Subjekt“ interveniert.

Verwendete Literatur:

- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Flax, Jane (1990): Thinking Fragments: Psychoanalysis, Feminism, and Postmodernism in the Contemporary West. Berkeley [u. a.]: University of California Press.
- Freud, Sigmund ([1917] 1999): Trauer und Melancholie. In: Ders.: Gesammelte Werke. Band X. Frankfurt/M.: Fischer, S. 428-446.
- Lacan, Jacques (1955): LA CHOSE FREUDIENNE ou SENS DU RETOUR À FREUD EN PSYCHANALYSE Amplification d'une conférence prononcée à la clinique neuro-psychiatrique de VIENNE le 7 novembre 1955: <http://aejcpp.free.fr/lacan/1955-11-07a.htm> [Zugriff: 13. Sep 2010].
- Lacan, Jacques ([1949] 1991): Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint. In: Ders.: Schriften I. Weinheim: Quadriga, S. 61-70.

Lacan, Jacques ([1960] 1975): Subversion des Subjekts und Dialektik des Begehrens im Freudschen Unbewussten. In: Ders.: Schriften II, Olten: Walter-Verlag, S. 165-204.

Lacan, Jacques ([1970] 1975): Das Drängen des Buchstabens im Unbewussten oder die Vernunft seit Freud. In: Schriften II. Olten: Walter-Verlag, S. 15-55.

Laquièze-Waniek, Eva (2009): Die Unterwerfung von Trieb und Diskurs - Oder: von der melancholischen Identifizierung zur Annahme des Geschlechts, Workshop "RE:reading Freud. Poststrukturalistische, postfeministische, postkoloniale Ansätze am Beginn des 21. Jahrhunderts", Universität Wien, 30. 4. 2009.

Lorenz, Renate (2009): Körper ohne Körper. Queeres Begehren als Methode. In: Paul, B. / Schaffer, J. (Hrsg.): Mehr(wert) queer. Bielefeld: transcript, S.135-151.

Nobus, Dany (2002): A matter of cause: reflections on Lacan's „Science and truth“. In: Glynos, J. / Stavrakakis, Y. (Hrsg.): Lacan & science. London: H. Karnac Books, S. 89-118.

Reckwitz, Andreas (2008): Subjekt. Bielefeld: transcript.

Widmer, Peter (1997): Subversion des Begehrens. Wien: Turia + Kant.

Žižek, Slavoj (2010): Die Tücke des Subjekts. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

(Der Autor dankt Eva Laquièze-Waniek herzlich für die äußerst inspirierenden Kommentare zur Vorversion dieses Artikels.)

Der Autor:

Alexander Fleischmann ist nach einem Studium der Internationalen Betriebswirtschaft und der Assistententätigkeit an der Abteilung für Gender und Diversity der Wirtschaftsuniversität Wien derzeit in der Abschlussphase des Masterstudium Gender Studies an der Universität Wien. Der in diesem Reader vorgestellte Artikel bildet den Ausgangspunkt seiner Masterarbeit, in der er sich mit dem Subjektbegriff in der zeitgenössischen Kunst auseinandersetzt. Weiters arbeitet er für den Arbeitskreis für Gleichbehandlungsfragen an der Akademie der bildenden Künste Wien.

Subjekte vor dem „permanenten ökonomischen Tribunal“¹ Psychoanalytische Überlegungen zur Subjektformierung im neo-liberalen Kapitalismus

David-Léon Kumrow

Einleitung

„Am Anfang war das Kapital. Es sollte befreit werden von allen „Fesseln und Hemmungen“ (Hondrich 1925, zit. n. Walpen 2000), vermittelt über das Wort, das Symbolische – Diskurse der Macht. Hellsichtig gehen neoliberale Glaubensgemeinschaften in den 1930er Jahren ans Werk, man rechnet mit einer Durchsetzungsdauer von zwei bis drei Generationen. Die meist männlichen* Elitenkreisläufe investieren ungeheure Beträge ihres (Human-) Kapitals; Think-Tanks, Medien und Bildungseinrichtungen dienen der Propagierung. Sukzessive wird das hegemoniale Projekt neoliberaler Eliten Realität. Faschistisch wie in Chile (1973) oder rechts-konservativ wie in den USA, so auch in Großbritannien oder anderswo. Auch die Sozialdemokratie stimmt in den Reigen der Freiheit ein. Alle sollen glauben, was die Experten² schon lange wissen: „there is no alternative“ (Thatcher). Die Segnungen der totalen Marktkonkurrenz, des oligopolistischen Privateigentums und der Kosten-Nutzen-Effizienz sollen allen zu Gute kommen (vgl. Michalitsch 2006, Walpen 2000). Aus vielfältigen Bemühungen um die entsprechende Harmonisierung wird eine zweite oder dritte (hier: neoliberale) Globalisierung des Kapitals³; „der Markt wird zum Organisationsmodell von Staat und Gesellschaft. Aber auch dem Individuum wird, zu Humankapital transformiert, Marktlogik eingeschrieben“ (Michalitsch 2004: 163).

Neue Regierungsweisen werden etabliert, Modi der Selbst- und Fremdzurichtung: Alles soll nun Gegenstand ökonomischer Managementstrategien werden. Die „Denkgifte“ (Gerlach 2001) sickern langsam in den Alltagsverstand ein und verallgemeinern sich. *Selbstverwirklichung, persönliche*

Autonomie und *Individualisierung* stehen ganz oben auf der Agenda. Aber diese Zauberworte haben Haken und Ösen. Es ist eine sozialdarwinistische *Freiheit* des Stärkeren in der Marktkonkurrenz, die *Individualität* ist primär warenförmig und die *Autonomie* strikt auf die Imperative betriebswirtschaftlicher Kosten-Nutzen-Kalküle fixiert. Das Subjekt wird diesen unterworfen, hat durch ständigen Leistungsdruck diese *Freiheit* nun auch in der *Freizeit* (vgl. Bröckling / Krasmann / Lemke 2000: 30, Gruber 2010). Der Homo Oeconomicus wird zum hegemonialen Leitbild für (fast) alle Menschen (Habermann 2008: 246-255). Neoliberale Hegemonie heißt ständige Aktivierung, Selbstvermarktung, Leistungsoptimierung und *Flexibilität* (vgl. Gerlach 2000). Das wirft einige Fragen auf. Zunächst: Wie war und ist das möglich? Welche Dynamiken der Macht sind hier zugange? Wie ist die tendenzielle Enteignung der Menschen von ihrer *Lebensverfügung* möglich? Wie durchziehen Diskurse der Macht, der *natürlichen Ungleichheit*, des *gesunden Wettbewerbs* oder des allgegenwärtigen *Managements* die Subjekte? Im Folgenden wird der Versuch unternommen, ein wenig Klarheit in diese Fragen zu bringen, indem Elemente der Macht sowie Modi der Subjektivierung aus psychoanalytischer Sicht herausgearbeitet werden.

Zum Kontext: Kapital und Geschlecht*

Die gesellschaftliche Reproduktion beruht wie die kapitalistische Akkumulation auf unbezahlter (Mehr-)Arbeit, die insbesondere *Frauen zugewiesen wird (vgl. z.B. Sauer 2010: 40). Das Kapital wird als tote Arbeit permanent zwecks Erzielung höheren Profits reinvestiert; durch ungleichen Tausch, primär entlang ungleicher Machtverhältnis-

se und Produktivität. Marx fasste diesen Prozess in der Formel Geld – Ware – mehr Geld (G-W-G') zusammen (vgl. Becker u.a. 2007: 8f). So muss in der Marktkonkurrenz mit immer weniger Entlohnung und Ressourcen-Einsatz immer mehr hergestellt und abgesetzt werden. Daraus ergaben sich einerseits massive Produktivitätsfortschritte, andererseits geht damit ein starker Druck zum Verkauf und Konsum einher. Dies kann als eine wesentliche materielle Grundlage der „Ökonomisierung des Sozialen“ erachtet werden (vgl. Bröckling / Krasmann / Lemke 2000).

Die marktförmige und künstliche Verknappung von Ressourcen via Privateigentum ist dabei eine notwendige Voraussetzung der Mehrwertabschöpfung, die mit dem Subjektivierungsmodus des Besitzindividualismus korreliert. Insofern ist der Kapitalismus zwar nicht die einzige Produktionsweise, aber die dominierende, welche auf Kosten des marginalisierten Anderen floriert (vgl. Gibson-Graham 2006). Dieser Prozess ist hochgradig vergeschlechtlicht:

„Frauen machen die Hälfte der Weltbevölkerung aus, leisten nahezu zwei Drittel aller Arbeit (in Familie, Beruf, Landwirtschaft etc.), erhalten nur ein Zehntel des gesamten Einkommens und besitzen weniger als ein Prozent des Weltvermögens.“ (United Nations Report 1980, zit. in Habermann 2008: 38)

Ungleiche Machtverhältnisse implizieren global ein massives Elend⁴. Reichtümer werden mit staatlicher und institutioneller Unterstützung sukzessive oligarchisch privatisiert. Neoliberale Diskurse forcieren und legitimieren diese Dynamik speziell durch das medial vermittelte „Leistungsprinzip“⁵ (s. Krysmanski 2007: 126ff, Schatz 2007).

Diskurs und Macht

Macht kann zunächst als etwas Dynamisches

und strikt Relationales aufgefasst werden, das sich zwischen dominierenden und marginalisierten Subjekten oder Strukturen und Allianzen bzw. deren Überschneidungen „bewegt“. Macht ist primär über Diskurse vermittelt – das Symbolische – sowie dessen materielle Sedimente (s. Böllinger 2000, Bruder 2005: 636ff, Butler 1990: 55).

„Macht [...] drückt sich in vielfältigen und interaktiv konstituierten Herrschaftsverhältnissen ebenso aus wie in zwischenmenschlichen und innerpsychischen Konflikten. [...] Sie ist das [...] wandelbare Abbild des dynamischen Kräftefeldes im sozialen Raum sowie der Verinnerlichung desselben.“ (Böllinger 2000: 430)

Zudem ist mithin auch eine gewisse „Produktivität der Macht“ festzustellen, insbesondere was Wahrheitsregime, das Wahr-Sagen von *Expert*innen* betrifft (vgl. Foucault 1976: 250). Neben einem tendenziellen Übergang vom Strafen zum Überwachen und Kontrolle durch (panoptische, körperliche) Verinnerlichung hebt Foucault auch die Disziplinierung der Körper zur und durch Arbeit als zentrales Moment hervor (vgl. Foucault 1983, zit. n. Böllinger 2000: 428). Denn das konstitutive Andere des Kapitals – die Mehrwertproduzent*innen – *erfordern* als solche eine komplexe institutionelle Disziplinarapparatur aus Schulen, Verwaltungen, etc. Diese versuchen jene im Hinblick auf ihre eigenen Anforderungen wie etwa den Arbeitsmarkt zu formen, stoßen dabei aber auch auf Grenzen und Widerstände ihrer Subjekte (Objekte) (vgl. Habermann 2008: 68-75, 106-123). Macht hat im Kern einen zirkulären Charakter (vgl. Foucault 1978: 14, Fink 2006: 168). So weist auch neoliberale Ideologie und Politik das Moment einer funktionellen Tautologie auf: Es wird zugleich dasjenige als „Gegeben“ vorausgesetzt, was erst Interesse-geleitet durchgesetzt wurde: Der „totale Markt“ (vgl. Bröckling / Krasmann / Lemke 2000: 9). Dieses zirkuläre Element und eine ausgesprochen instrumentelle Rationalität zeigt sich auch im zugrundeliegenden Macht-Wissen-Komplex neoliberaler Politik,

der Neoklassik⁶. Ein gewisses tautologisches, a-historisches, a-kontextuelles Denken gehört zu den offensichtlichsten Bedingungen der Persistenz von Macht- und, insbesondere, Herrschaftsverhältnissen. Allerdings können Diskurse nur wirksam und produktiv werden, wenn sie von den angesprochenen Subjekten akzeptiert und *performs* werden.

Macht und Subjektivierung

Machtverhältnisse und Modi der Subjektivierung interferieren, sie können nicht losgelöst voneinander verstanden werden:

„Das Paradox der Subjektivierung ver-schränkt sich so mit dem der Macht: Auf der einen Seite ist die Macht, verstanden als Ensemble von Kräften, die auf das Subjekt einwirken, diesem vorgängig. [...] Auf der anderen Seite kann Macht nur gegenüber Subjekten ausgeübt werden, setzt diese also voraus. Sie beruht auf der Kontingenz des Handelns und damit auf einem unhintergehbaren Moment der Freiheit.“ (Bröckling 2007: 19f)

Unbewusste Dynamiken und Machtverhältnisse sind von Anfang an konstitutiv für die Ausformung von Subjektivität: „Aus der Sicht des Selbst oder Ichs ist `Ich` der Boss: Diese Seite von uns, die wir „Ich“ nennen, glaubt, dass sie weiß, was sie denkt und fühlt, dass sie weiß, warum sie tut, was sie tut“ (Fink 2006: 21). Menschen werden in Machtverhältnisse hineingeboren und sind dem Anderen zunächst ausgeliefert. Der primäre Ort der Sozialisation ist die – meist patriarchal strukturierte, bürgerliche Kleinfamilie.

„Die Eltern bereits „übertragen“ ihre (früheren) Erfahrungen mit der Macht auf das Kind, „unbewusst“ und ohne zu wissen, was sie tun, dass sie den Wirkungen der Macht unterliegend handeln. Und zwar nicht (nicht nur) der Macht der eigenen Eltern, sondern

gerade derjenigen der Verhältnisse, ihrer Arbeits- und Lebensbedingungen.“ (Bruder 2005: 638f)

Anfangs ist das Kind zunächst völlig umsorgt und ist polymorph-pervers (Freud); fast alles ist anregend und aufregend. Es erlebt eine ursprüngliche *jouissance* (Lacan), eine exzessive Lust, die aber auch etwas Überwältigendes und Bedrohliches hat – wie das Begehren des *vorgängigen Anderen*, welches das Begehren des Kindes (mit-)strukturiert. Das Subjekt entsteht als Position der Anziehung durch und die Abwehr gegen jene *jouissance* (Fink 2006: 10f). Die Innenwelt des Kindes wird in einem dialektischen Prozess der Identifikationen von der Außenwelt (mehr oder weniger) differenziert. Die Selbstwahrnehmung kann demnach letztlich nur vermittelt über Fremdwahrnehmungen gelingen. Die Anderen bestätigen (honorieren) bestimmte Verhaltensweisen und andere nicht, vermitteln so ihre Vorstellungen. Auch geschlechtliche Attribute werden so gewissermaßen dem Subjekt eingeschrieben und konstituieren einen spezifischen Habitus – meist nach den jeweiligen hegemonialen Normen und Idealen (Ruhs 2010: 25, 29, Stavrakakis 1999).

Mangel, Begehren und das Soziale

Nach Lacan sind geschlechtliche Positionen über den *Phallus*, den Signifikant des Begehrens, vermittelt, wobei sich die männliche Position durch die völlige Unterwerfung unter denselben auszeichnet; die weibliche nicht so sehr, was dieser auch eine nicht-phallische *jouissance* ermöglicht. Der *Phallus* repräsentiert die Idee des Tauscherts, die „reine Verkörperung menschlichen Begehrens“, den Wunsch nach dem Verlorenen, den Wunsch nach Vereinigung und narzisstischer Vollkommenheit (vgl. Mitchell 1985: 453f, Fink 2006). In der kapitalistischen Priorität des Tauscherts gegenüber Bedürfnissen würde dieses Moment des Begehrens beziehungsweise Mangels folglich ausgebeutet beziehungsweise (mit-)produziert werden; ein Man-

gel der durch den Einbruch des Symbolischen, der Sprache, des Gesetzes zustande kommt (vgl. Fink 2006, Nasio 2004, Kap. 1, Stavrakakis 1999: 48). Durch Identifizierungen mit dem Anderen – indem es dessen Parolen und Diskurse spricht und modifiziert – entsteht Subjektivität erst durch Entfremdung und Separation. Und ein Subjekt kann sich nur mit demjenigen identifizieren, was es eben in der jeweiligen Umgebung vorfindet, was ihm oder ihr nahegelegt wird. Besonders in der sekundären Sozialisation sind dabei Ideologien – neoliberale, maskuline* etc. – bedeutsam (vgl. Stavrakakis 1999: 30).

Das Unbewusste, das Andere

Diese komplexen Dynamiken machen *vor dem Unbewussten* nicht halt; das Unbewusste wird vielmehr zu einer wesentlichen Instanz der Motivation: „Das Unbewusste ist voll mit der Sprache, den Gesprächen, den Zielen, Aspirationen und (sofern sie in Worte gefasst werden) den Phantasmen anderer“ (Fink 2006: 28). Es entsteht im Subjekt selbst durch Verinnerlichung als „internes Anderes“, ist mithin „fremd“ und doch konstitutiv für die Subjektivität - das Subjekt des Unbewussten. Insofern ist der „rationale“ und „autonome“ Homo Oeconomicus auch eine Abwehrfigur gegen (eigene) Leidenschaften, *Triebe*, das Unkalkulierbare.

Aufgrund seines ursprünglichen, konstitutiven Mangels sucht das Subjekt im Sozialen nach der verlorenen, unmöglichen Vollkommenheit. Durch den Eintritt in das Symbolische und Diskursive werden Identifikationen ermöglicht und eine *vollkommene* oder *abgeschlossene Identität* zugleich verunmöglicht. Nicht nur weil das Andere respektive das Symbolische ebenfalls mangelhaft ist, sondern weil Identität auf der Abgrenzung zum Anderen beruht, welches damit unvermeidbar konstitutiv für das Eigene wird (Habermann 2008, Stavrakakis 1999: 36ff).

Phantasmen, Macht und Genießen

Der besagte Mangel beziehungsweise der Eintritt in das Symbolische ist für das Subjekt auch ein ermöglichendes Moment: es kann nun differenzierter interagieren, Bedürfnisse artikulieren und reflektieren. Das *verlorene*, unbewusste Objekt a⁷ beziehungsweise der konstitutive Mangel des Subjekts induziert zugleich dessen Begehren. Das Objekt a bietet ein (mögliches) Mehrgenießen – den Mehrwert, den das Subjekt in seinen Beziehungen und Aktivitäten sucht (Fink 2006: 128, 132ff). Dies, und das Phantasma, welches den Mangel im Selbst und im Anderen zu kitten verspricht, ist ebenfalls machtrelevant. Einerseits wird das Phantasma machtförmig geprägt und ausgebeutet – „*weil ich es mir wert bin*“. Werbung verspricht oft grenzenloses Genießen, persönliche „Aufwertung“; kein Zufall: Der Verkauf ist die Bedingung der Realisierung des Profits. Und gerade im Kontext struktureller Überakkumulation⁸ ist der Druck zum Verkauf besonders stark. „Genieße!“ schallt es im Verband mit Über-Ich Befehlen (vgl. Žižek 2008: 107).

„The command to enjoy is nothing but an advanced, much more nuanced – and much more difficult to resist – form of power. It is more effective than the traditional model, not because it is less constraining or less binding but because its violent exclusionary aspect is masked by its vow to enhance enjoyment, its productive, enabling *façade*.“ (Stavrakakis 2007: 248f, Herv. i. O.)

Die Kapitallogik prägt Über-Ich-Strukturen mit, *beutet sie aus*. In der Marktkonkurrenz um den globalen Mehrwert kann dieser als ein Pendant des Objekt a verstanden werden, als Objekt des Begehrens des sich-verwertenden Werts: das Kapital. Und in subjektiver Form jenes der Homines Oeconomici und der frenetischen Konsument*innen (vgl. Fink 2006: 129, Stavrakakis 2007: 248f).

„Die Domestizierung der Leidenschaften bil-

det die ideologische Basis des Kapitalismus, die Simulation der Leidenschaften letztlich ihre spezifische Form des neoliberalen Kapitalismus. Simulation verweist auf Warenförmigkeit der Leidenschaften, die dort produziert werden, wo sie einen Markt finden, wie auch Waren mit Emotionen ausgestattet sind.“ (Michalitsch 2006: 17)

Libidinöse Energie kann aufgrund ihrer Plastizität auf die Warenform gerichtet werden, sie *besetzen*. Es entsteht eine „Psychologie der Dinge“ (Heim 2010, Illouz 2007), ein endloser Wettlauf im Warenfetischismus. Ohne einen Kitt aus Identifikationsmustern – als Konsument*in, Hausfrau, Unternehmer*in und so weiter – sind diese widersprüchlichen Verhältnisse – für patriarchale, kapitalistische Gesellschaften konstitutive Dichotomien der Macht – wohl kaum denkbar. Jene Angebote zur Identifikation beruhen auf Abgrenzungen und sind weder determinierend noch einfach frei wählbar (vgl. Habermann 2009: 18). Durch die Abgrenzungen zum (auch: internen, unbewussten) Anderen entsteht in einer eher fließenden *différance* (Derrida) ein relativ offenes Subjekt, gewissermaßen als *Positionierung* zum Anderen. Jedoch ist eine bestimmte Person bereits ein Subjekt, bevor sie sich fragen kann, wer sie überhaupt ist oder sein möchte (vgl. Habermann 2008: 106-123). Im gegenwärtigen „flexiblen Kapitalismus“ ist das Subjekt nun nicht nur im Lacanschen Sinne gespalten.

„Neoliberalismus bedeutet die Verankerung des Marktprinzips im Individuum. Weil jeder Unternehmer und Ware ist, verschwinden gesellschaftliche Konflikte. Der Widerspruch von Arbeit und Kapital wird ins Individuum verlagert.“ (Michalitsch 2006: 95)

Arbeitsbedingte Erschöpfung, permanente Unsicherheit, angstpolitische Zumutungen – ungewisse Fragmentierungen durchziehen insbesondere die marginalisierten Subjekte. Analog nehmen Depressionen und destabilisierte Persönlichkeits-

muster zu (vgl. Graefe 2010, Rau 2010). Dies hat darüber hinaus offenbar einiges mit permanentem Druck sowie der machtförmigen Verknappung von Zeit, Energie und materiellen Ressourcen zu tun. Dadurch wird auch das Intimleben tendenziell der Kontamination durch Konkurrenzmuster und „effiziente Rationalisierungen“ ausgesetzt, was mithin schlicht katastrophale Auswirkungen für die Sozialisation hat (s. Gruber 2010: 102ff). Die Vermarktung des Intimlebens und der instrumentelle Umgang mit Emotionen werden auch in öffentlich-medialen Demütigungsritualen und *Dressurshows* vorgelebt und zelebriert. Die Veröffentlichung des Intimen erscheint als Manifestation subjektiver Vereinzelnung (vgl. Bruder 2005: 653, Michalitsch 2004: 162).

Panoptikum und Überich

„Neoliberalismus fordert einen neuen Menschen: flexibel und individualisiert, kommunikativ und international, genoptimiert und zukunftsgläubig, unternehmerisch und konkurrenzorientiert, aktiv und maximierend. Die neoklassische Wirtschaftstheorie hält seit über hundert Jahren das Modell bereit: den homo oeconomicus.“ (Michalitsch 2006: 14)

Er ist westlich, männlich*, weiß und elitär kodiert. Fit und schlank, leistungsstark und konkurrierend. *Er* pflegt einen instrumentellen Umgang mit sich, seinen Emotionen und denen Anderer und ist einem rationalen Kosten-Nutzen-Kalkül unterworfen. Dies bildet offenbar das gegenwärtig-hegemoniale *Idealbild* – auch für Frauen*, versteht sich (Habermann 2008). Hier kann davon ausgegangen werden, dass sich dieses Ideal vor dem permanenten ökonomischen Tribunal auch im Ich-Ideal respektive im Überich sedimentiert. Denn Macht- und herrschaftsförmige Konstellationen produzieren spezifische Subjekte (mit) und sind auf die alltägliche Reproduktion durch diese angewiesen (Habermann 2005: 5). Äußerer Zwang bleibt eine latente Drohung, zentraler ist aber die Verinnerlichung. Aus

psychoanalytischer Sicht ist nun insbesondere das Über-Ich jene Instanz der Persönlichkeitsstruktur, die für internes Überwachen und Strafen, für die Kontrolle zuständig ist. Es wird durch ambivalente Verinnerlichung von spezifischen Geboten und Verboten gebildet und ist damit eine subjektive und intermediäre Instanz der sozialen Einpassung, also auch Effekt des panoptischen Prinzips. Als Gewissen ist es aber auch für die Integrität des Ichs verantwortlich (vgl. List 2009: 116f).

Das Über-Ich produziert exzessive Schuldgefühle und Ängste, wenn das Gesetz, insbesondere das Gesetz des Begehrens, verraten wird. Sofern wir es nun mit einem Subjekt oder *Ich* der permanenten Vermarktung zu tun haben, wäre hier von einer spezifisch strikten, mithin repressiven Über-Ich-Struktur auszugehen, welche notwendig ist, um den entsprechenden Anforderungen nachzukommen: strikte Selbstkontrolle in der Marktkonkurrenz – orientiert an Output-Rate und Kalkül; eine ständige *Selbstoptimierung*, Selbstkontrolle und instrumentelle Emotionalität für in der Mobilisierung aller *Humanressourcen* für die Kapitalverwertung (vgl. Illouz 2007, Kaindl 2010).

Doch auch Versuche der Beruhigung der Über-Ich-Befehle finden ihren Gegenstand in *aufregenden* Produkten, *Selfness-Wellness* und was der Markt sonst noch so hergibt. Man – und vor allem Frau – muss fit, schlank und trendy sein und zugleich ständig aktiv und „erfolgreich“, um dem Druck am Arbeitsmarkt und im „Privaten“ gerecht werden zu können. Damit bzw. durch die verschärfte Konkurrenzierung werden jedoch soziale Bande tendenziell zerstört – ob im Betrieb, an der Universität oder anderswo (vgl. Negt 2010). Insbesondere für entsprechend situierte Frauen* (zum Beispiel lohnarbeitende Migrantinnen) impliziert der sozio-ökonomische Druck erhebliche Spannungen, die sich nicht selten in Stress- und Angstsymptomen äußern (vgl. z.B. Graefe 2010). Ohnmacht und ständige Unsicherheit müssen erst einmal ausgehalten werden. Damit wären wir nicht zuletzt beim Thema der Abwehr, das im Folgenden kurz gestreift werden soll.

Phantasmen und Abwehr

Der Zumutungen gibt es genug, die der Verdrängung bedürfen. Die eigene Teilhabe an der Macht um den Preis der Unterwerfung (nicht nur anderer) ist dabei besonders naheliegend. Die Ur-Angst der Ohnmacht wird gewissermaßen abgewehrt und zugleich kultiviert: im Sprechen der Parole der *Selbstbestimmung*, indem Imperative der Macht als die eigenen ausgegeben werden (vgl. Bruder 2005); die Widersprüche der Machtverhältnisse verschwinden zugleich in Allgemeinbegriffen. Diese *Verhältnisse* werden indes medial inszeniert („das Politische ist persönlich“), - anknüpfend an die unmittelbare Erfahrung in der Dimension des Imaginären – personifiziert und familiarisiert: in Phantasmen von beschützenden „Landesvätern“ oder guten „Landesmüttern“ usw. Negative Angebote sind nicht minder bedeutsam: Feindbilder und Feinderklärungen, die der Aufrechterhaltung von politischen und ökonomischen Machtpositionen dienen (vgl. ebd.). „Verstecken durch Zeigen“ (Bourdieu) ist eine entsprechende Technik der Massenmedien, was die Erniedrigung anderer als Kompensation eigener narzisstischer Kränkungen inkludiert. Möglichkeiten zur Sublimierung werden indes marktförmig umgelenkt und zugleich begrenzt. Das Andere der *Hominis Oeconomici*, die Leidenschaften, das Kreative, Unberechenbare oder Intuitive wird damit marktförmig domestiziert, das heißt weitgehend verdrängt oder sogar ausgelöscht (Michalitsch 2006: 95, 98).

Schlussbemerkungen

Eingangs wurden einige Widersprüche skizziert, insbesondere die machtförmige, aber letztlich künstliche Verknappung von Ressourcen respektive der Verfügung über unmittelbare Lebensbedingungen. Dies wurde mit neoliberalen Rekonfigurationen von vergeschlechtlichten und kapitalistischen Macht- und Herrschaftsverhältnissen assoziiert. Durch eine primär psychoanalytische Herange-

hensweise sollten diese Zusammenhänge etwas näher geklärt werden, woraus sich ein Fokus auf Subjektivität beziehungsweise Modi der Subjektivierung ergab. Zunächst wurde der Kontext der inhärent-maßlosen und oligopolistischen Kapitalverwertung als strukturelle Kraft der Verknappung und Ökonomisierung angerissen, die auch stark vergeschlechtlicht ist (2.). Für eine weitere thematische Annäherung wurden diskursive und disziplinarische Formen der Macht sowie Bedingungen von deren Persistenz als zentral herausgestellt (3.), wobei hinsichtlich der Subjektivierung auch Separation und Alienation bzw. Identifikationen hervorgehoben wurden, was diesbezüglich eine Priorität des (großen) Anderen impliziert (4.). Der konstitutive Mangel des Subjekts ermöglicht dessen Hinwendung zum Sozialen wie auch das Begehren, welches symbolisch bzw. diskursiv artikuliert werden muss. Dies unterstreicht ebenfalls die Macht der (neoliberalen) Diskurse bezüglich der Strukturierung und Kanalisierung libidinöser Kräfte – etwa in instrumenteller Art und Weise durch Warenform bzw. *Humankapitalismus* (5.). Zudem sprechen die Parolen und Diskurse der Macht – des Anderen – im Unbewussten weiter, und werden, besonders wenn sie hier eine (libidinöse) Verankerung finden, zu einer wesentlichen motivierenden Kraft hinter den Handlungen des *Marktsubjekts* (6.). Phantasmen, ob sie wie das Leistungsprinzip neoliberaler Ideologie entspringen oder nicht, versprechen gemeinhin den angesprochenen Mangel des Subjekts zu kitten, zu überspielen („Genieße!“). So kann das Subjekt über ihren/seinen Mangel ausgebeutet und an libidinöse Ketten gelegt werden, die nicht nur neoliberalen Regierungsweisen der Dressur, Aktivierung und Konkurrenzierung eine erhebliche Dauerhaftigkeit und Durchschlagskraft ermöglichen (7.). Hier wurde auch das Über-Ich im Panoptikum des permanenten ökonomischen Tribunals verortet. Das Über-Ich als inkorporierte Instanz des Überwachens und Strafens wurde dabei als effektive perpetuierende Instanz für jene Machtverhältnisse interpretiert – und damit auch als (selbst-) destruktives Element (8.). Da die *Teilhabe* des Subjekts an Dominanzverhältnissen nicht selten verdrängt wird,

da diese nur „um den Preis“ der Unterdrückung anderer zu haben ist, wurden Phantasmen der Abwehr und Verdrängung im familiären Raster sowie Feindbilder („Externalisierungen“) genannt (9.). Insgesamt lassen Oligopole von Ressourcen und die markt- bzw. warenförmige Instrumentalisierung sozialer Beziehungen nur bedingt Möglichkeiten für Sublimierung zu. Die Persistenz (gerade unpersönlicher) Macht- und Herrschaftsverhältnisse kann vielmehr in erheblichem Ausmaß auf deren Normalisierung, auf den Druck zu neoliberalen und (entsprechenden) sexistischen Identifizierungen beziehungsweise Anpassungen zurückgeführt werden. Speziell deren Inkorporierung und Artikulation als Imperative des Über-Ichs erwiesen sich als zentrales Moment. Damit sind auch die *bedingten* libidinösen Verkettungen verbunden, etwa durch den kapitalistischen Konsum, und die Ausbeutung über den konstitutiven Mangel des Subjekts durch Versprechungen.

Verwendete Literatur:

- Becker, Joachim u.a. (2007): Einleitung: Variationen kapitalistischer Entwicklung. In: ders. u.a.: Kapitalistische Entwicklung in Nord und Süd. Handel, Geld, Arbeit, Staat. Wien: Mandelbaum, S. 7-62.
- Böllinger, Lorenz (2000): Macht. In: Mertens, Wolfgang / Waldvogel, Bruno (Hg.): Handbuch psychoanalytischer Grundbegriffe. Stuttgart (u.a.): Kohlhammer, S. 426-430.
- Bröckling, Ulrich / Krasmann, Susanne / Lemke, Thomas (2000): Gouvernamentalität, Neoliberalismus und Selbsttechnologien. Eine Einleitung. In: dies.: Gouvernamentalität der Gegenwart. Studien zur Ökonomisierung des Sozialen. Frankfurt /M.: Suhrkamp, S. 7–40.
- Bröckling, Ulrich (2007): Das unternehmerische Selbst. Soziologie einer Subjektivierungsform. Frankfurt / M.: Suhrkamp.
- Bruder, Klaus-Jürgen (2005): Das Unbewusste, der Diskurs der Macht. In: Buchholz, Michael B. / Gödde,

- Gunter (Hg.): Das Unbewusste in aktuellen Diskursen. Band 3. Gießen: Psychosozial-Verlag, S. 635-668.
- Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/M: Suhrkamp.
- Fink, Bruce (2006): Das Lacansche Subjekt. Zwischen Sprache und Jouissance. Wien: Turia + Kant.
- Foucault, Michel (1976). Überwachen und Strafen. Die Geburt des Gefängnisses. Frankfurt /M: Suhrkamp.
- Gerlach, Thomas (2000): Die Herstellung des allseits verfügbaren Menschen. Zur psychologischen Formierung der Subjekte im neoliberalen Kapitalismus. UTOPIE kreativ, Heft 121/122 (Nov./Dez. 2000), S. 1052-1065.
- Gerlach, Thomas (2001): Denkgifte. Psychologischer Gehalt neoliberaler Wirtschaftstheorie und gesellschaftlicher Diskurse. Dipl. Arb., Univ. Bremen.
- Gibson-Graham, J. K. (2006): A postcapitalist politics. Minneapolis: University of Minnesota Press.
- Graefe, Stefanie (2010): „Selber auch total überfordert“. Arbeitsbedingte Erschöpfung als performativer Sprechakt. In: Demirović, Alex / Kaindl, Christina / Krovoza, Alfred (Hg.): Das Subjekt – zwischen Krise und Emanzipation. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 49-64.
- Gruber, Johannes (2010): Der flexible Sozialcharakter. In: Demirović, Alex / Kaindl, Christina / Krovoza, Alfred (Hg.): Das Subjekt – zwischen Krise und Emanzipation. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 96-112.
- Habermann, Friederike (2005): Economic Man – Superstar. Identities, Hegemonies and Economic Theory. Paper presented at the International Association for Feminist Economics Conference, Oxford.
- Habermann, Friederike (2008): Der homo oeconomicus und das Andere. Hegemonie, Identität und Emanzipation. Baden-Baden: Nomos.
- Harvey, David (2004): Die Geografie des „neuen“ Imperialismus: Akkumulation durch Enteignung. In: Zeller, Christian (Hg.): Die globale Enteignungsökonomie. Münster, S. 183-215.
- Heim, Robert (2010): Fetisch, Subjekt, Sexualität. Zur neuen Konjunktur eines alten Begriffs in der Moderne. In: Demirović, Alex / Kaindl, Christina / Krovoza, Alfred (Hg.): Das Subjekt – zwischen Krise und Emanzipation. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 133-146.
- Illouz, Eva (2007): Gefühle in Zeiten des Kapitalismus. Frankfurt/ M.: Suhrkamp.
- Kaindl, Christina (2010): Kritische Psychologie der Emotionen im Wandel der Produktionsweise. In: Demirović, Alex / Kaindl, Christina / Krovoza, Alfred (Hg.): Das Subjekt – zwischen Krise und Emanzipation. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 78-95.
- Kreisky, Eva (2001): Ver- und Neuformungen des politischen und kulturellen Systems. Zur maskulinen Ethik des Neoliberalismus. Kurswechsel, Zeitschrift für gesellschafts-, wirtschafts- und umweltpolitische Alternativen. Heft 4-2001, S. 38-50.
- Kreisky, Eva (2009): Neoliberalismus, Entdemokratisierung, und Geschlecht. Anmerkungen zu aktuellen Entwicklungen demokratischer Öffentlichkeit. In: Bisky, Lothar / Kriese, Konstanze / Scheele, Jürgen (Hg.): Medien – Macht – Demokratie. Neue Perspektiven. Reihe: Texte der RLS Bd. 54, Berlin, S. 75-92.
- Krysmanski, Hans Jürgen (2007): Geldmacht. Strukturen und Akteure des Reichtums. In: Arrighi, Giovanni (Hg. u.a.): Kapitalismus reloaded. Kontroversen zu Imperialismus, Empire und Hegemonie. Hamburg: VSA, S. 126-144.
- Laclau, Ernesto (2007): Emanzipation und Differenz. Wien: Turia + Kant.
- Lichtman, Richard (1990): Die Produktion des Unbewußten. Die Integration der Psychoanalyse in die marxistische Theorie. Hamburg / Berlin: Argument.
- List, Eveline (2009): Psychoanalyse. Geschichte, Theorien, Anwendungen. Wien: Facultas.
- Michalitsch, Gabriele (2004): Was ist Neoliberalismus? Genese und Anatomie einer Ideologie. In: Graf, Daniela / Kaser, Karl (Hg.): Vision Europa. Vom Nationalstaat zum europäischen Gemein-

- wesen, Wien: Cernin-Verlag, S. 144-163.
- Michalitsch, Gabriele (2006): Die neoliberale Domestizierung des Subjekts. Von den Leidenschaften zum Kalkül. Frankfurt / New York: Campus.
- Mitchell, Juliet (1985): Psychoanalyse und Feminismus. Freud, Reich, Laing und die Frauenbewegung. Frankfurt/M.: Suhrkamp.
- Nasio, Juan-David (2004): 7 Hauptbegriffe der Psychoanalyse. Wien: Turia+Kant-Verlag.
- Negt, Oskar (2010): Subjektivität in der Erosionskrise. In: Demirović, Alex / Kaindl, Christina / Krovoza, Alfred (Hg.): Das Subjekt – zwischen Krise und Emanzipation. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 12-26.
- Rau, Alexandra (2010): Psychopolitik. Macht und Subjekt in subjektivierten Arbeitsverhältnissen. In: Demirović, Alex / Kaindl, Christina / Krovoza, Alfred (Hg.): Das Subjekt – zwischen Krise und Emanzipation. Münster: Westfälisches Dampfboot, S. 27-48.
- Rossmann, Bruno (2009): Wer zahlt die Krise? Höhere Steuern sind unverzichtbar. Kurswechsel 2-2009, S. 81-85.
- Ruhs, August (2010): Lacan. Eine Einführung in die strukturelle Psychoanalyse. Wien: Erhard Löcker.
- Sauer, Birgit (2010): Das Geschlecht der Finanz- und Wirtschaftskrise. Eine Intervention in aktuelle Krisendeutungen. Kurswechsel, 1-2010, S. 38-46.
- Schatz, Holger (2004): Arbeit als Herrschaft. Die Krise des Leistungsprinzips und seine neoliberale Rekonstruktion. Münster: Unrast.
- Stavrakakis, Yannis (1999): Lacan & the Political. New York: Routledge.
- Stavrakakis, Yannis (2007): The Lacanian Left. Psychoanalysis, Theory, Politics. Edinburgh: University Press.
- Voß, Günter / Pongratz, Hans (1998): „Der Arbeitskraftunternehmer. Eine neue Form der Ware Arbeitskraft?“ in: Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie. 50, S. 131-158.
- Walpen, Bernhard (2000): Von Igel und Hasen oder: Ein Blick auf den Neoliberalismus. UTOPIE kreativ, Heft 121/122 (Nov./Dez. 2000), S. 1066-1079.
- Weissenbacher, Rudy (2008): Keeping up appearances: uneven global development in a system of structural imbalances In: Journal für Entwicklungspolitik, Vol. XXIV, 4-2008, S. 78–121.
- Žižek, Slavoj (2008): Lacan. Eine Einführung. 2. Aufl., Frankfurt / M.: Fischer.

Endnoten:

¹ Foucault 1979, zit. n. Bröckling /Krasmann / Lemke 2007:17

² Gemeint sind elitäre Experten, „Leistungsträger“, die in (männerbündischen) Seilschaftskulturen, in Elitenkreisläufen gemacht werden (Kreisky 2001: 45).

³ Entsprechend besteht neoliberale Politik auf einer allgemeineren Ebene primär in der Liberalisierung des Handels, der Deregulierung der Finanzmärkte, der Privatisierung (lat. *privare*=rauben, befreien) (dann ehemals) öffentlicher Güter und Dienstleistungen der Flexibilisierung der Arbeitsmärkte und vor allem der Aushöhlung des Sozialstaats.

⁴ Trotz höchster Produktivität, und obwohl hinsichtlich aller Grundbedürfnisse hinreichend Ressourcen vorhanden sind, „lebt“ 1/6 der Weltbevölkerung von weniger als einem Dollar am Tag, wobei ebenfalls täglich rund 35.000 Menschen an Unterernährung und deren Folgen sterben, ähnliches gilt für die Verknappung von Trinkwasser, Wohnraum oder medizinischer Versorgung (vgl. z.B. Weissenbacher 2008: 84f).

⁵ Dieses besagt im Kern, dass Vermögen und Einkommen auf „mehr Leistung“ und „mehr Verantwortung“ beruhen würden, was angesichts der skizzierten Aneignungsmodi eher fragwürdig bzw. ideologisch anmutet (s. Schatz 2004).

⁶ Einer von sieben Nobelpreisen, die sich neoliberale Eliten im Grunde gegenseitig verleihen, ging 1992 an Gary Becker für dessen letztlich zirkuläre „ökonomische Erklärung menschlichen Verhaltens“. Becker räumt selbst ein, dass sein Ansatz von einer „fast tautologischen Art“ sei, die nur durch die Annahme „stabiler Präferenzen“ unterbrochen werde (Becker 1976: 6). Da der Inhalt dieser Präferenzen letztlich unbestimmt bleibt (Michalitsch 2006: 98), handelt es sich bei diesen offenbar um einen „leeren Signifikanten“ (Laclau 2002), der zwar nichts aussagt, wohl aber die optische Funktion der Verhinderung des Zirkelschlusses hat. Obendrein werden hier patriarchal-kapitalistische Verhältnisse als „rational“ „erklärt“ (vgl. Habermann 2005, Michalitsch 2006: 71f, 121).

⁷ Das Objekt a wird in der Dialektik von „Teil“ und „Ganzem“ herausgebildet, bei der Entwöhnung vom Anderen (etw. von der Mutterbrust), es entgeht der „symbolischen Kastration“, ist ein „Abfallprodukt“, eine konstitutive Objekt Ursache des Begehrens - nach einem entsprechenden Blick, einer Stimme o.ä. -, kurzum: eine „Mehrlust“ relativ zum „kastrierenden Symbolischen“ (s. Ruhs 2010: 68f).

⁸ Überakkumulation bezeichnet einen Prozess, in dem ein Überschuss an Kapital besteht, für den sich immer weniger produktive und profitable Investitions- und Absatzmöglichkeiten finden lassen. Symptome sind v.a. ungenutzte Produktionskapazitäten und Arbeitslosigkeit. Dies führt in Krisen zu Kapitalvernichtung, nicht selten durch Krieg (Harvey 2004: 195).

Der Autor:

David-Léon Kumrow studiert Internationale Entwicklung an der Universität Wien mit den Schwerpunkten der ungleichen kapitalistischen Entwicklung und Regulation (speziell Türkei) sowie Psychoanalyse und Macht.